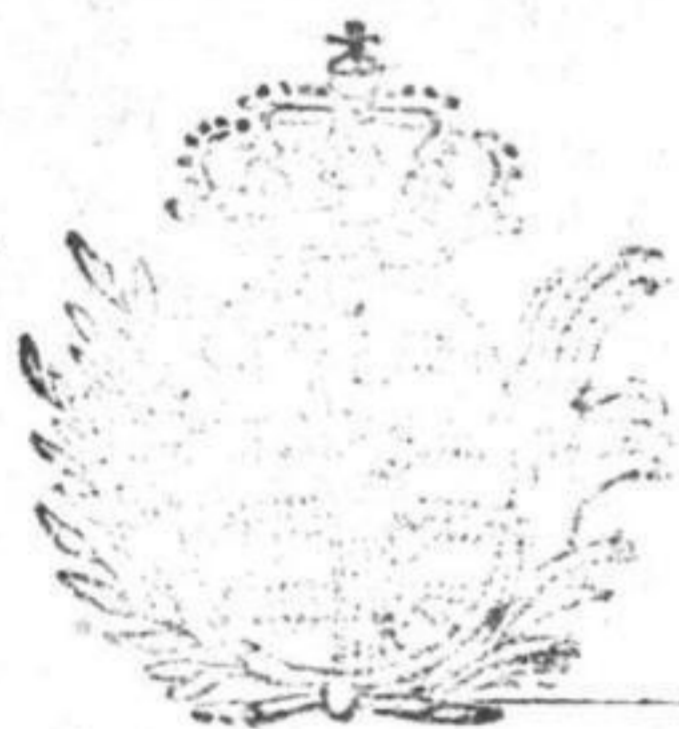


Philos. C. 145. 6.
C. 145. 6.

Charron's
drei Bücher
von der Weisheit.

Aus dem Alt-Französischen
frei übersetzt und abgekürzt.



Von
Willemer.

Paix et peu. Je ne sais!

Frankfurt am Main.

1830.

10620.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

An meine Freunde!

Vor ungefähr dreißig Jahren wagte ich meinen ersten literarischen Versuch, eine Uebersetzung von „P. Charron's drei Bücher von der Weisheit“, eines der bedeutendsten Bücher Frankreichs aus dem siebenzehnten Jahrhundert. — Die Besorgniß, daß meine Arbeit mißglücken könnte, hielt mich damals ab, das Buch unter meinem Namen herauszugeben; — allein von mehreren meiner Freunde aufgefordert, dieses gehaltvolle Werk, dessen trefflicher Inhalt das Gemüth so tief ergreifend und so vieles Gute zu wirken im Stande ist,

aufs Neue und zwar mit Hinzufügung
meines Namens herauszugeben, ward ich
bewogen, diesem Wunsche zu entsprechen. —
Aus diesem Grunde erscheint denn hiermit
ein unveränderter Abdruck der früheren
Ausgabe.

Willemer.

†

Von allen Wissenschaften ist uns keine nöthiger, als Selbstkenntniß. Der sicherste Weg zur Weisheit, zu dem was gut und uns nützlich ist, was uns frommt und zu unserm Heil gereicht, ist Bekanntschaft mit uns selbst. Des Menschen würdigstes Studium ist der Mensch.

Was könnte uns näher angehen, als wir uns selbst angehen! Mit allem übrigen stehen wir blos abwechselnd in Verbindung, von uns selbst sind wir unzertrennlich.

Was nützt es uns, den Zusammenhang und die Beschaffenheit der Dinge, die uns umgeben, erforscht zu haben, wenn wir nicht wissen, wie es mit uns steht, wozu wir taugen, wie weit unsere Kräfte sich erstrecken, wohin sie reichen, und wohin sie nicht reichen, wozu wir Anlagen und Geschicklichkeiten besitzen, und wozu wir keine

haben? Mögen wir noch so viele Dinge außer uns kennen, und sie zu gebrauchen verstehen; mögen wir uns noch so viele Wesen unterwürfig gemacht und ihnen zu gebieten haben; wenn wir uns selbst nicht zu leiten und zu beherrschen wissen, so werden wir dadurch wenig gebessert seyn.

Wird wohl ein Fürst eher ein Gesetz ergehen lassen, oder einen Regierungsplan entwerfen, als er das Land, dem er vorstehen soll, bereist, und gesucht hat, kennen zu lernen? So mit uns! Wir müssen die Beschaffenheit unsers Temperaments erforschen, um zu wissen, was für Einrichtungen wir zu treffen, und wie wir's am besten anzufangen haben, die Leidenschaften zu beherrschen, und die Maasregeln der Vernunft zu ergreifen.

O es ist die größte von allen Thorheiten, nur immer fremden Dingen nachzujagen, und sich selbst darüber zu vergessen! Unser eigentlicher Beruf ist, uns kennen zu lernen, uns in uns selbst zurückzuziehen, uns zu sammeln, und an uns selbst zu halten.

Anstatt aber auf uns unsere Aufmerksamkeit zu richten, uns auszuspähen, unsere Triebe und Neigungen zu erforschen und auszukundschaften,

treiben wir fremde Wissenschaften, und setzen uns hintan, bis wir uns endlich auf immer aus den Augen verlieren. Durch die Erkenntniß unserer selbst steigen wir zu der Erkenntniß Gottes hinauf. Keine andere Wissenschaft hilft uns früher dazu, ein ruhiges und glückliches Leben zu führen. Wir bedürften keines andern Unterrichts, um Weise zu werden. Wenn wir nur bessere Schüler seyn wollten; so könnten wir von uns mehr lernen, als aus allen Büchern der Welt. Was Aristoteles und Plato von der Schändlichkeit des Zorns Trefliches zu sagen wußten, bewahrt uns lange nicht so sicher vor den Ausbrüchen dieser Leidenschaft, und lehrt sie uns so hassen und verabscheuen, als wenn wir den Nachtheil den es uns bringt, wenn wir uns allzuleicht vom Zorn hinreißen lassen, an uns selbst erfahren, und unserm Gedächtniß so tief eingeprägt haben, daß uns bei jeder Gefahr, heftig zu werden, die Verabscheuungswürdigkeit des Zorns sogleich vor der Seele schwebt.

Wer sich erinnert, wie oft er sich schon in seinem Urtheil betrogen habe, spricht hinfort nicht mehr so schnell ab, lernt in seine Behauptungen ein gerechtes Mißtrauen setzen, und wird, was

er vorzutragen hat, mit der gehörigen Mäßigung und Bescheidenheit vorzutragen, ohne auf seinen Meinungen, als untrüglichen Resultaten, hitzig zu bestehen, sie zu verfechten, und gegen andern in Schutz zu nehmen.

Wären wir von unserer Schwäche und Gebrechlichkeit besser überzeugt, und erinnerten wir uns, wie oft wir schon getäuscht worden sind, und aufgehört haben, Dinge für Güter zu halten, an denen wir nur wenig Tage zuvor mit der heißesten Sehnsucht hingen; bedächten wir öfter, wie wandelbar und unbeständig wir überhaupt in unsern Neigungen sind, und wie leicht uns heute wieder gereut, was wir gestern für unumgänglich nothwendig achteten, wir würden auf so viele unvermeidliche Dinge besser gefaßt, demüthiger und verträglicher, nachgiebiger, und gefälliger seyn.

Ein vertrauterer Umgang mit uns selbst, würde uns einsehen lassen, was für arme Schelmen wir sind! und uns dadurch, daß wir uns von der Nothwendigkeit überzeugten, eine bessere Ordnung bei uns einzuführen, von dem Uebermuth abhalten, uns immerfort in fremde Angelegenheiten mischen, Gott und die Welt er-

gründen, andern Menschen gebieten, sie beherrschen und regieren zu wollen. Kenneten wir uns besser, und beruhigten wir uns weniger bei dem thörichtigen Glauben an unsere Vortreflichkeit; so würden wir uns vor uns selbst schämen, Rath zu schaffen trachten, und bemüht seyn, etwas aus uns zu machen. So aber liegen wir in Wahn und Thorheit versunken, werden von unsern Leidenschaften an der Kette geführt, und entbehren der Mittel, durch die wir bessere und glücklichere Menschen werden könnten. Nicht der Wissenschaft fremder Dinge wegen, seiner Selbstkenntniß halber, erklärte das Orakel Sokrates für den weisesten Mann seiner Zeit. Diese Selbstkenntniß war es, der er seine Bescheidenheit, seine Demuth, und Ergebenheit ins Schicksal verdankte; die ihn belehrte, wie wenig der Mensch Ursache hat, von sich eingenommen zu seyn, und sich auf sein Wissen viel einzubilden; die ihn vor thörichtigen Anmaßungen bewahrte, und Ursache war, daß er seinen Wünschen Schranken setzte, und keinen eitlen Hoffnungen nachhieng.

Indessen ist es keine so leichte Sache, daß wir uns erforschen, und kennen lernen; wir

werden so vielfältig durch Nebenumstände bestimmt, die so unmerklich sind, daß die Entdeckung ihres Einflusses auf unsere Urtheile und Handlungen den geübtesten Beobachter erfordern. Wie oft preißt man uns nicht wegen einer That hoch, die, näher erwogen, und wenn die Gründe in Anschlag gebracht werden sollten, die uns dazu antrieben, sogar Tadel verdiente, weil sie, statt für einen Beweis unserer Treflichkeit zu gelten, als ein Kennzeichen unserer innern Verdorbenheit angeführt werden könnte. Nicht was ein Mensch auf dem Schauplatz der Welt unternimmt, was er von Andern bemerkt ausführt, oder unterläßt, bestimmt seinen Werth. In der Einsamkeit, wenn er sich selbst überlassen ist, laßt uns den Triebfedern seiner Handlungen nachspüren; hier können wir erfahren, weß Geistes Kind er ist; ob er Beifall oder Tadel verdient; ob er gut oder böß, ob er gerecht und glücklich ist, oder ob er nur den Schein davon an sich trägt: ob fremde Anlässe ihn begeistern, oder ob er das, was wir ihn sagen hören, thun und lassen sehen, aus sich selbst schöpft?



Wenn wir den Menschen näher betrachten; so finden wir ihn den größten Theil seines Lebens hindurch ein Spiel der Umstände. Eitelkeit, Schwachheit, Unbeständigkeit, Wankelmuth und Leichtsin, treiben ihr Spiel mit ihm.

Weniger bössartig, als unverständlich, übereilt, und unüberlegt, ist die vorzüglichste Quelle seiner Fehler, Eitelkeit. — Die bestimmte Absicht, andern Verdruß machen, ihre Freuden unterbrechen und sie kränken zu wollen, wirkliche Schadenfreude, oder wie sie sonst heißen mögen die übrige Gebrechen der menschlichen Natur, kommen bei weitem nicht so häufig zum Vorschein. Eitel sind des Menschen Gedanken, sein Dichten und Trachten, wenn er Dingen einen besondern Werth beilegt, oder vor ihnen zittert, die näher beleuchtet, nichts, oder von aller Wahrscheinlichkeit doch noch so weit entfernt sind, daß es höchst thöricht ist, unsere Zeit mit Vorstellungen darüber zu verlieren, wie es seyn wird, und wie wir uns zu benehmen haben werden, wenn einmal ein Zusammentreffen von Umständen dergleichen zur Wirklichkeit bringen sollte. Demokritus lachte deshalb über alles

menschliche Beginnen: und lächerlich ist es allerdings, wenn wir im übrigen, oft ganz gescheide Leute, ganze Nächte hintereinander schlaflos darüber zubringen sehen, was sie wohl anfangen würden, wenn ein Erdbeben ihre Häuser einstürzte! oder wenn wir Andere sich den Kopf darüber zerbrechen sehen, wie sie sich benehmen wollten, wenn sie das Schicksal auf einen Thron erhöbe.

Die thörigste aller unserer Eitelkeiten ist aber wohl unstreitig die so manchen quälende Besümmerniß, wie es nach seinem Tode in der Welt zugehen werde. Armselige Schwachheit! Als ob wir nicht genug damit zu thun hätten, daß es uns wohl geht, so lang wir leben, dehen wir unsere Wünsche und Hoffnungen auch noch jenseits des Grabes aus, und verlangen, obgleich von der Welt geschieden, noch die Verehrung von ihr, die man uns während unseres Daseyns bezeugte. Ein anderes ist's, wenn der Nachruhm den wir hinterlassen, wenn die fortgesetzte Verehrung, nach der uns gelüftet, unsern Kindern und Angehörigen zum Vortheil gereichen kann: dann mag es hingehen, daß uns die Sorge um das, was man nach unserm Tod

von uns sagen wird, im Leben einige trübe Stunden macht, Außerdem aber ist es höchst thöricht, um das was uns dereinst weder mehr treffen, noch berühren kann, so bekümmert zu leben, daß wir darüber in Traurigkeit und Mißmuth versinken. Eine nicht geringere Eitelkeit ist der Unverstand, nur allein in Beziehung auf Andere zu leben, und nicht sowohl darauf zu sehen, was wir wirklich sind, zu thun und zu leisten vermögen, als auf das, was Andere von uns halten, und was wir in Anderer Augen scheinen: dergestalt daß wir uns nicht selten dem größten Zwang unterwerfen, und auf unsere liebste Bequemlichkeiten und Vergnügungen Verzicht thun, nur um der herrschenden Meinung nicht entgegen zu leben. Und diese Schwachheit erstreckt sich nicht blos auf Dinge, die unsere Lebensweise angehen — Nein, wir sind thöricht genug, auch Geistesvorzüge, die wir besitzen, nicht zu achten, und uns ihrer nicht zu erfreuen, wenn wir sie nicht vor der Welt auskramen, und uns darob gepriesen sehen können.

Trübe Aussichten in die Zukunft, Erinnerungen des Vergangenen, nezen unsere Wangen

eben so oft als wirkliche Unglücksfälle. Ueberall läuft unsere Phantasie dem Verstand zuvor, und stürzt uns in Betrübniß und Kummer über Dinge, die am Ende vorübergehen, ohne uns zu schaden; oder regt Hoffnungen und Erwartungen in uns auf, die unerfüllt bleiben. — Als ob es uns zur Lust gereiche, Thränen zu vergießen, und Anlässen zu Traurigkeit und Niedergeschlagenheit nachzuspüren, gehen wir den Uebeln auf halben Weg entgegen, und härmen uns über Dinge ab, die mit den Luftschlössern unserer Hoffnungen auf gleicher Linie stehen, und für immer im Reich der Träume verbleiben. Im wirklichen Leben geben wir nicht weniger Eitelkeit und Unverstand zu erkennen. Bald verschwenden wir unsere Zeit mit unnützen Besuchen, unterwerfen uns sklavisch dem Joch der Mode, vertändeln unsere besten Stunden durch abgeschmackte Höflichkeitsbezeigungen, oder durch Freundschaftsversicherungen, wobei unser Herz eben so wenig mit im Spiel ist, als die Aufmerksamkeit dessen dadurch beschäftigt wird, an den sie gerichtet sind. Denn dieser weiß nur allzugut, wie wenig er darauf zu achten hat, und daß wir nicht sowohl an sei-

nem Unglück Theil nehmen, als daß es uns nur darum zu thun ist, die Vorschriften der Lebensart zu erfüllen, und uns nach dem zu richten, was herkömmlich ist. Bald suchen wir den großen Haufen durch künstliche Vor Spiegelungen zu gewinnen, und bewerben uns um den Beifall von Menschen, die wir im Grunde verachten, und mit denen wir einzeln Umgang zu pflegen, nicht wenig beschämt seyn würden.

Ein andermal reissen uns Eitelkeit und Unverstand so weit hin, daß wir der öffentlichen Meynung zu lieb nicht blos Zeit, und Bequemlichkeit aufopfern, sondern selbst unsere Gesundheit aufs Spiel setzen; keine Gefahr, ja den Verlust unserer Glieder nicht scheuen: nur um uns einen berühmten Namen, und die Leute von uns reden zu machen. An nichts in der Welt genügt es uns, wenn wir es für uns behalten sollen, mag es noch so viel innern Werth und Gehalt haben, noch so nützlich seyn; wir geben uns nicht eher zufrieden, bis auch Andere von dem Gut, das wir erlangt haben, unterrichtet sind, und seine Vorzüge gemeinschaftlich mit uns anerkennen und preisen.

So beherrschen uns Eitelkeit und Thorheit, auf Kosten unserer Ruhe und Zufriedenheit, und schonen oft selbst unsers Lebens und Daseyns nicht. Wir wollen nur immer bewundert seyn, und durch der Leute Mäuler gehen. Daran liegt uns mehr, als an wahrhaft innerm Wohlseyn! innerm Frieden! Ruhe der Seele, und einer solchen Gemüthsbeschaffenheit, daß wir stets heiter seyn, weise, vernünftig und rechtschaffen handeln können.

Was stiftet die meisten Händel in der Welt? Was war der Grund so vieler Kriege und Verheerungen? Eitle nichtsbedeutende Kleinigkeiten. Cäsars Noth stiftete mehr Unheil, und brachte die unruhige Menge in lebhaftere Bewegung, als sein Tod selbst. In was für geringfügige Dinge setzen wir nicht gewöhnlich unser Glück, und halten uns ohne ihren Besitz für beklagenswerth, die wir, näher beleuchtet, garfüglich entbehren könnten; und versäumen darüber uns um Güter zu bewerben, die uns nicht nur weit näher liegen, sondern auch an innerer Güte, und Treflichkeit, jene weit hinter sich zurücklassen; wenn uns Eitelkeit und Unverstand

nicht abhielten, dieses einzusehen, und sie gehörig zu schätzen.

Solchergestalt abhängig von Bahn und Meynung, unfähig die Dinge für das zu nehmen, was sie sind, mögte man beynah den Thieren vor dem Menschen den Vorzug zugeben, die darin richtiger von ihrem Instinkt geleitet, der Vergangenheit uneingedenk, und wegen der Zukunft ausser Sorgen, genießen, was sie können, und leiden, was sie müssen.

*

Schwachheit ist die zweite Quelle des menschlichen Elendes. Es äussert sich dieselbe vornehmlich bei der Begierde, und der Art, wie wir der Güter, die uns der Himmel beschert hat, froh werden, sie genießen, und zu unserm Vortheil gebrauchen.

In Ansehung seiner Begierden und Hoffnungen, was ist unbeständiger, als der Mensch! wankelmüthiger, und weniger darzu gemacht, bei einem Gegenstand seiner Wahl lange auszuhalten? Unsere Wünsche sind nicht sobald in Erfüllung gegangen, als wir der erlangten Güter schon wieder überdrüssig sind: hier mögten

wir etwas hinzufügen, dort etwas davon thun, bis ein neuer Gegenstand uns ins Aug sticht, und des bisher Genossenen nicht weiter gedacht wird. Nichts Gegenwärtiges genügt uns; das Abwesende allein behält einen fortdauernden Reiz für uns. Sobald wir ein Gut erlangt, ein Vergnügen genossen haben, gehen wir zu neuen Wünschen über, ohne unsere Erwartungen befriedigt zu sehen, und durch den Genuß der erhaltenen Güter beruhigt und gestärkt worden zu seyn.

Unsere Schwachheit leuchtet aber nicht nur aus der Wandelbarkeit unserer Wünsche und Begierden hervor; sie verfolgt uns auch bis zu dem Genuß der Dinge, die wir uns zu verschaffen wußten. Keiner Lust, keiner Sache erfreuen wir uns, und verbrauchen dieselbe, ohne ihre Natur zu verfälschen, und ihr entweder etwas von dem Unserigen, oder von fremden Dingen beizumischen. Kein Gut erhält sich rein in unsern Händen. Allem fügen wir einen Zusatz bei. Nichts sind wir fähig zu genießen, so wie es ist. Sogleich gesellt sich ein verdrüßlicher Umstand, eine Unannehmlichkeit, eine Unbequemlichkeit zu dem Vergnügen,

das wir erhascht haben. Die höchste Wollust gränzt an Schmerz; jemehr sie sich ihrem Ziel nähert, um so schwerer sind die Zeichen und Töne, die wir von uns geben, von den gewöhnlichen Merkmalen des Schmerzes zu unterscheiden! Unser Stöhnen gleicht den Seufzern eines Leidenden; und hat sie ihr Ziel erreicht, so bleibt Unvermögen und Schwachheit zurück. Wir zittern, unser ganzes Wesen ist erschüttert, und statt des erträumten Zuwachses an Kraft und Vergnügen, fühlen wir uns erschöpft, und unfähig zu irgend einem andern Unternehmen, als auszuruhen, und schlummernd mit der Zeit fortzurücken. Die Streitfrage über das höchste Gut entscheidet unsere Schwachheit. In unsern Händen erhält sich kein Ding in seiner ursprünglichen Reinheit.

Aus dem Guten entstehet Böses für uns; aus dem Bösen schöpfen wir Gutes. Unsere Laster sind mit Tugenden verknüpft; unsere Tugenden hängen mit Lastern zusammen. Unsere Bankelmuth, unsere Unbeständigkeit und Unbestimmtheit, läßt kein Ding unbesleckt. Kaum ist ein Gut in unserm Besiz; so verunstalten wir es schon, verringern seinen Werth, und sehen

es herab, so, daß uns nicht selten dasselbe Ding, was uns anfangs zum Nutzen gereichte, höchst schädlich wird.

Dieser Schwachheit haben wir es beizumessen, daß es uns eben so unmöglich fällt, vollkommen tugendhaft, als vollkommen lasterhaft zu handeln; daß uns eine Tugend an der Ausübung einer andern hindert, und wir uns so vieler lasterhaften Handlungen aus keinem andern Grund enthalten, als weil ein entgegengesetztes Laster uns strenger und tyrannischer beherrscht.

So verletzen wir z. B. die Pflichten der Gerechtigkeit um den Pflichten der Wohlthätigkeit nachzukommen; oder wir ziehen uns den Tadel der Strenge und Hartherzigkeit zu, indem wir den Vorschriften der Klugheit ein Genüge leisten. Am schlimmsten aber steht es mit uns, wenn wir uns zur Erreichung löblicher Absichten schlechter Mittel bedienen müssen, oder wenn die Nothwendigkeit, um uns aus einem schlimmen Handel zu ziehen, eine zweideutige Handlung gebietet, so, daß in Hinsicht eines dadurch zu vermeidenden größern Uebels, das minder Böse den Anschein des Guten gewinnt.

In Polizeianstalten leuchtet die menschliche Schwachheit aus der so unverständigen Einführung der Folter hervor, welche wohl als eine Prüfung der menschlichen Geduld, und des menschlichen Ausdauerungsvermögens, keineswegs aber als ein Probiestein der Wahrheit angesehen werden kann: denn beide, sowohl der, welcher die Folter übersteht, als auch der, welcher sie nicht aushält, bringen die Wahrheit nicht zu Tag. Der Schuldige, wenn er nicht bekennt, der Unschuldige, wenn er vorgibt, gethan zu haben was er nicht gethan hat, entstellen beide die Wahrheit in gleichem Grade.

Wir haben keinen Grund zur Vermuthung, daß uns der Schmerz eher das Eingeständniß eines begangenen, als das Bekenntniß eines nicht begangenen Verbrechens abdringen sollte. Der Beweggrund zu schweigen ist für den Einen, so wie für den Andern, von gleichem Gewicht. Der Schuldige wird durch die Hoffnung seiner Rettung, der Schuldlose durch das Bewußtseyn seiner Unschuld angetrieben, die Schmerzen der Folter so lange auszuhalten, bis er unter dieser unverschuldeten Höllepein erliegt.

In Religionsangelegenheiten kommt die menschliche Schwachheit bei der Lehre von den Opfern und Büßungen zum Vorschein. Bei dem allen Menschen so gewöhnlichen Durst nach Wahrheit blickt sie durch das Unvermögen hindurch, Wahrheit zu ertragen und anzuhören, ohne dem gehässig zu werden, der uns unsere Fehler vorhält. Den Pflichten der Gerechtigkeit und des Wohlwollens schadet sie von einer andern Seite. Denn wie schwach ist es nicht, Jemanden deshalb über Fehler und Untugenden, die wir an ihm wahrnehmen, unbelehrt zu lassen, weil wir besorgen, ihm Mißvergnügen zu verursachen, und uns seinen Unwillen zuzuziehen?

Bei ungegründeten Beschuldigungen verletzt sie unsere Gemüthsruhe, indem sie macht, daß wir uns die Anklagen die uns zur Last gelegt werden, zu sehr zu Gemüth ziehen, was wir gerade um so weniger thun sollten, je weniger sie gegründet sind; so wie sie endlich unsere Wohlfarth durch ihren Einfluß auf Gewohnheit und Lebensweise untergräbt, indem sie die Ursache davon ist, daß wir von dem, was wir zu thun uns einmal angewöhnt, nicht mehr abgehen; andere Kleider anziehen, andere Speisen zu uns nehmen, oder

uns sonst dergleichen gefallen lassen können, ohne nicht mürrisch, verdrießlich und auffahrend zu werden. Was kann aber unverständiger seyn, als uns einer Regel so streng zu unterwerfen, daß es nicht mehr in unserer Willkühr steht, davon abzugehen, wenn gleich ein größeres Vergnügen unserer wartete? Doch nirgends zeigt sich die uns beimohnende Schwachheit in einem stärkern Lichte, als bei unserm Hang, uns immer nach Andern zu richten, und anstatt unsere Vernunft zu Rath zu ziehen, uns an die Aussprüche der Vorzeit zu halten. Das Neue staunen wir an; statt es zu prüfen, lassen wir uns zu übertriebener Bewunderung desselben hinreißen. Das Niedrige verachten wir, und schämen uns desselben; das Große scheint uns zu gefährlich; Kleinigkeiten setzen uns in Verlegenheit, und röthen unsere Wangen, während wir bei Handlungen, über die wir mit Recht beschämt werden sollten, nichts empfinden. Was Andere preisen, begehren wir; was Andere gering schätzen, hat keinen Reiz für uns. Gewohnheit und Herkommen beherrschen uns als Sklaven; wir lassen's geschehen, und haben kein Arges daran. Gegen Ver-

nunft und Recht bezeigen wir uns widerspenstig;
der Mode Joch ertragen wir ohne Murren.

*

Ein drittes Gebrechen der menschlichen Natur ist Unbeständigkeit. In nichts kann man sich auf den Menschen verlassen. Ein richtiges Urtheil über einen Menschen im Ganzen zu fällen, das vollkommen auf ihn paßte, und jeden besondern Theil an ihm genau bezeichnete, ist unmöglich. Die wenigsten seiner Handlungen stehen im Zusammenhang miteinander. Was ihn in Bewegung setzt, sind äussere Anlässe, Laune, Zufall. Unentschlossenheit, Unbeständigkeit und Leichtsinns, kommen so häufig zum Vorschein, daß es thöricht wäre, auf einen Menschen zählen zu wollen. Unsere Handlungen widersprechen sich so oft und vielfältig, daß es unglaublich scheint, daß sie aus einem und demselben Willen herfließen.

Gewohnheit, Umstände, dunkle Gefühle reißen uns hin; reine Vernunftgründe bestimmen uns selten. Wir sehnen uns nach etwas, und wissen nicht wornach; was uns heute anzog, uns gefiel und in Entzückung versetzte,

stößt uns morgen von sich. Unser Leben ist ein steter Wechsel unreifer Entschließungen, thörriger Wünsche und eitler Hoffnungen. Selten führen wir aus, was wir beschlossen haben; noch seltener gelingt uns ein Unternehmen, das uns hintennach nicht wieder gereuete. Von allem Beweglichen ist der Mensch das Beweglichste; von allem Unbeständigen das Unbeständigste.



Und nicht genug, daß der Mensch wegen seiner Eitelkeit, Schwachheit und Unbeständigkeit im Glück nicht auszuhalten, es nicht zu ertragen, und der Güter, die ihm zu Theil geworden sind, nicht mit fröhlichem Herzen zu genießen vermag: Um sein Elend vollständig zu machen, ist ihm die unselige Gabe verliehen, im Unglück beständig zu seyn; unangenehme Zufälle so leicht nicht zu vergessen, und was ihm Trauriges widerfährt, nicht so wie das Gute bloß oberflächlich zu berühren, sondern es zu zergliedern, und so recht mit Behaglichkeit, als ob es zu seinem Glück gehöre, dabei zu verweilen.

Schon die Art unserer Erzeugung sollte uns belehren, was für arme Wichte wir sind. Erds

thet man doch über diese Handlung, als über eine Schandthat, und zieht sich ins Verborgene zurück. Die Glieder, deren man sich dabei bedient, sind, Verwiesenen gleich, aus der Gesellschaft verbannt; nirgends dürfen sie sich sehen lassen; man schämt sich sogar, nur ihren Namen auszusprechen. Stirbt ein Mensch, wie anders ist es da: Alles eilt herbei, den Todten zu beschauen. Man versammelt Verwandte und Bekannte; stellt große Feierlichkeiten an, und ist bemüht, um die Leiche so viele Lichter herzustellen, als man bei Entstehung des entseelten Körpers Sorge trug auszulöschen. Ins Daseyn zu gelangen, gibt es nur Einen Weg, zum Grabe führen Tausende.

Unser Eingang in die Welt geschieht in möglichster Stille. Beim Ausgang läutet man uns mit Glocken nach. Ueber die Erzeugung eines Menschen verliert kein Mensch ein Wort, der Erzeuger bleibt ohne Belohnung; dem Menschen das Lebenslicht wieder auszulöschen, Tod und Verheerung, erheben zu Ehren und Reichthümern. Cäsar und Alexander, wie hoch gepriesen stehen nicht die Helden in den Registern der Zeit! Und warum? Weil Jeder von ihnen ein

paar Millionen Menschen von der Erde fortgeschafft hat. Doch lassen wir das Uebel beiseit was wir von Andern zu gewarten haben, um bei dem zu verweilen, so wir uns selbst zufügen. Unsere eigene Thorheiten wollen wir beleuchten. Vernachlässiget von allen Seiten, sollte man denken, der Mensch werde um so eifriger der Güter froh zu werden suchen, die ihm übrig bleiben.

Keineswegs! Wie viele machen sich nicht einen Vorwurf daraus, froh zu seyn, ihrem Herzen zu folgen, heiter und vergnügt zu leben? Wie viele quälen sich nicht mit Büßungen, geißeln ihren Leib, tragen haarene Hemden, fasten, und stehen sogar darüber im Zweifel, ob es ihnen nicht zur Sünde gereiche, gesund zu seyn. Andere verbittern sich das Leben durch thörichte Besorgnisse, halten Dinge für Uebel, die keine sind, fürchten bald dies bald jenes, ohne zu bedenken, daß die wenigsten Ereignisse so gefährlich zu bestehen sind, als wir uns vorstellen, und daß die meisten Uebel nur in unserer Einbildung bestehen: wie wir an den Thieren wahrnehmen können, die so lang kein körperliches Leiden sie betrifft, vergnügt und zufrieden

sind; ohne sich, so wie wir, bald über Vorzüge zu entrüsten, die Andern eingeräumt werden, bald durch Todesgedanken, oder durch Vorstellungen sonstiger Uebel, die sie treffen könnten, sich in ihrer Ruhe stören zu lassen. Denn um gegen die Natur nicht ungerecht zu seyn, müssen wir eingestehen, daß an den meisten Unfällen, die uns betreffen, der Schmerz allein dasjenige ist, was sie zu wirklichen Uebeln macht, und daß, dieser abgerechnet, (wie er denn selten zur Sache gehört, und mehr als ein Vorläufer davon anzusehen ist,) nichts an ihnen ist, das nicht zu ertragen wäre. Selten sind die Dinge so arg, als sie scheinen. Von dem entkleidet, was ihnen Wahn und Einbildung leiht, ist das übrige so gefährlich nicht.

Das einzige Uebel, das wir nicht mildern, dem wir nicht entgehen können, ist körperliches Leiden. Zu dulden und zu leiden aber ist unsere Bestimmung. Wie wir uns hierbei zu benehmen haben, das können wir von den Mexikanern lernen. Wenn diesen ein Kind geboren wird, so nehmen sie es mit der Anrede in ihre Arme: Du bist auf die Welt gekommen, um zu leiden; leide, ertrage und schweige.

Es ist dem Menschen weit natürlicher zu leiden, als vergnügt zu seyn. Nur wenige unserer Gliedmaßen scheinen zur Lust geschaffen zu seyn; und was ihnen an Lust bestimmt ist, kann über das nur auf wenigen Wegen an sie gelangen; dahingegen der Schmerz tausend Zugänge hat, auf uns einzudringen, und seine Bitterkeit über uns auszugießen. Auch sind wir weit besser ausgerüstet, Schmerz als Vergnügen lange zu ertragen — welches kaum ergriffen, schon wieder davon eilt, und gleich einem Schatten, den wir umarmt, in unsern Armen in Dunst zerfließt.

Gelegenheiten zur Unlust finden sich von selbst; die Jagd nach Vergnügen ist mühsam, und mehrentheils bezahlen wir mehr für dasselbe, als es werth ist; zugleich erhalten wir es nie vollständig, immer geht ihm noch etwas ab, und bleibt uns noch etwas dabei zu wünschen übrig, während wir bei dem Schmerz unser volles Maas; und die Leiden, die uns treffen, ohne Abzug zum Geschenk erhalten. Der geringste Grad von Schmerz verwundet uns tiefer, als die höchste Bollust uns zu entzücken fähig ist. Die kleinste Unpäßlichkeit erregt sogleich unange-

nehme Gefühle in uns. Die Gesundheit können wir in ihrer größten Fülle besitzen, ohne es wahrzunehmen. Und nicht genug, daß wir ausser den wirklichen Leiden und Unglücksfällen, denen wir ausgesetzt leben, uns auch noch mit erdichteten Uebeln quälen, und unser Elend durch die Schrecksbilder unserer Einbildungskraft vermehren: wir besitzen auch noch die seltene Kunst, unsere Tage dadurch zu verbittern, daß wir überstandene Leiden immer wieder ins Gedächtniß zurück rufen.

Anstatt abzuwarten bis uns ein Uebel erreicht hat, und uns einstweilen an das Gute zu halten, dessen wir noch froh werden könnten, gehen wir den Uebeln auf halbem Wege entgegen, und gebrauchen die Vorzüge, auf die wir uns so vieles zu gut thun, und durch welche wir so weit über die Thiere erhaben zu seyn vermeynen, Gedächtniß und Vorhersehungsvermögen, zu unserm wahren Nachtheil. Trieb doch die Furcht vor der Zukunft, und vornehmlich die Furcht vor dem Tode, Einige so weit, daß sie sich, um demselben zu entfliehen, das Leben raubten. Heißt das nicht sehr vielen Unverstand zu erkennen geben, vorsehlich schwach und elend seyn, und aus freier Wahl seine Lage verschlimmern. Wie

oft sind wir nicht einer Gefahr entgangen, die unvermeidlich schien! Also wozu uns vor der Zeit, und im Grunde zwiefach Elend machen? Einmal durch unsere Furcht vor dem Uebel, und hiernächst durch das Uebel selbst, wenn es an uns gelangt: Das seiner Wirklichkeit nach mehrtheils weit hinter unserer Vorstellung zurückbleibt, und selten so beschwerlich zu ertragen ist, und uns so viele Noth verursacht, als die Furcht, die wir davor hatten. Die Thiere sind in diesem Stücke klüger als wir, und Cäsar hat gar recht, wenn er sagt: der beste Tod sey der, auf den wir am wenigsten Zeit gehabt haben, uns vorzubereiten. Denn es ist auffer allem Zweifel, daß die Angst und Zaghastigkeit, welche dem Tode vorangeht, uns weit mehr zu schaffen macht, als der Tod selbst. Wir würden weit besser daran seyn, wenn wir, anstatt uns lange und so feierlich aufs Sterben vorzubereiten, uns ohne viel an den Tod zu denken, von ihm einholen ließen, wann es ihm beliebte. Was gewinnen wir bei unserer Aengstlichkeit, wobei wir doch einmal keine Gewalt über die Zukunft haben? — Wir bringen uns dadurch um Ruhe und Heiterkeit; genießen die Güter, die wir besitzen, entweder

gar nicht, oder doch bei weitem nicht in dem Maße und in der Fülle, als wenn unser Gemüth beruhigter, und unsere Seele frei von Furcht und Bekümmerniß wäre.

Doch hierbei lassen wir es nicht bewenden. Um unser Elend noch immermehr zu vergrößern, mischen wir uns oben drein in fremde Angelegenheiten, wo sich nur immer Gelegenheit darzu zeigt, und nehmen an Dingen Theil, denen wir auf zehn Schritte aus dem Weg gehen sollten. Oder wir lassen uns in Unternehmungen ein, die uns in so viel verdrüßliche Händel verwickeln, und uns das Leben dergestalt verbittern, daß Ruhe und Zufriedenheit für immer von uns weichen. Und das alles nicht nothgedrungen! Nein, sondern weil wir keine Ruhe haben können, weil wir für kluge Köpfe gelten, den Geschäftsmann gerne spielen, und die Leute von uns reden lassen wollen.

So verstreichen unsere schönsten Tage in Sorge, Unruhe und rastlosem hin und her Sinnen. Unnütze Besorgnisse bringen uns um Heiterkeit und Gutmüthigkeit. Unmuth und Niedergeschlagenheit nagen an unserm Leben. Die Vergangenheit läßt uns ohne Ergößen; die Ges

genwart wissen wir nicht zu ertragen; die Zukunft ängstiget uns. Wir verzehren uns bei steten Klagen; halten über jeden Unfall Buch und Rechnung — wiederkäuen jeden Unfall, anstatt ihn zu vergessen, und uns eines genossenen Vergnügens dagegen zu erinnern; vergrößern selbstgefällig jedes Leiden, und erheben unvermeidliche Unannehmlichkeiten des Lebens zu Uebeln.

Unser Elend ist dreifach. Wir sind elend, weil wir wollen; wir sind es, weil wir müssen; und sind es, weil wir uns einbilden es zu seyn. Und als fürchteten wir, es noch nicht genug zu seyn, lassen wir keine Gelegenheit unbenußt, wo wir können, es noch immer zu vergrößern: vornehmlich in dem, was die Mittel anbetrifft, die wir gewöhnlich einschlagen, wenn wir uns bemühen wieder glücklich zu werden — die größtentheils schlimmer sind, und unangenehmere Gefühle in uns erregen, als die Empfindung der bisherigen Leiden war, von denen wir uns zu befreien suchen. Unsere Kunst erstreckt sich nicht weiter, als einen Schmerz durch einen andern zu vertreiben — ein Leiden durch ein anderes zu verdrängen.

Wir wollen zum Beschluß ein dukend Beispiel solcher allgemeiner Thorheiten zum weitem Beweis, wie jämmerlich es mit uns aussieht, hersehen.

1) Wir beurtheilen die Güte eines Raths, der uns gegeben wird, nach dem Erfolg, der doch keineswegs in unserer Gewalt steht.

2) Fremde Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten, verdammen und mißbilligen wir, ohne sie näher zu beleuchten; aus keinem andern Grunde, als weil sie fremd sind, und von den unserigen abweichen.

3) Schätzen wir die wenigsten Güter nach ihrem innern Werth, und dem Vortheil, den wir daraus ziehen könnten, sondern nach dem Grad, in dem sie neu, ungewöhnlich, und mühsam zu erlangen, kostbar und selten sind.

4) Wir achten einen Menschen gering, weil er arm ist; den Reichen hingegen und Vornehmen achten wir hoch — als ob Sattel und Zaum die Güte eines Pferdes ausmache.

5) Nicht die innere Güte eines Dings, sein äußerer Glanz, zieht uns an. Es liegt uns weniger daran, einer Sache zu genießen, als damit zu glänzen.

6) Wir glauben uns nicht besser an einem Menschen, der uns verhaßt ist, rächen zu können, als wenn wir ihm das Leben rauben — wodurch wir ihn doch eigentlich in den Fall versetzen, daß wir ihm nichts mehr anhaben können, und ihm den Verdruß ersparen, zu empfinden, daß wir Rache an ihm genommen haben.

7) Die Welt begegnet einem Manne wegen der Untreue seiner Frau mit Geringschätzung; es ist eine Schande, Hörner zu tragen. Ist es aber billig, einem Menschen der Untugend eines Andern wegen verächtlich zu begegnen? Gleiche Bewandniß hat es mit den außerehlich Erzeugten.

8) Was unser ist, und uns einen stillen und gemächlichen Genuß verleihen könnte, achten wir gering. Unsere Augen sind nur immer auf die Güter Anderer gerichtet, gleichsam als ob eine Sache um so vielmehr an innerm Gehalt verlore, je näher sie uns zur Hand liegt — von keinem andern als einem eingebildeten Werth seyn, und uns nur in sofern zur Ergötzlichkeit erreichen könne, als sie uns vorenthalten bleibt, oder bald wieder entzogen wird. Forschen wir der Ursache hiervon nach, so werden wir finden, daß uns der Besitz eines Dings darum so früh;

zeitig abfühlt, weil wir die Güter, wornach wir trachten, nicht sowohl nach ihrem wahren Werthe, als nach der Vorstellung schätzen, die wir uns von ihnen machen, oder auch nach dem Werth, den wir ihnen von Andern beigelegt sehen. Gelangen sie in unsere Gewalt, so borgt ihnen unsere Einbildung nichts weiter, und wir bringen bei ihrer Würdigung nunmehr bloß den Vortheil in Anschlag, den sie uns jetzt wirklich gewähren. Wir genießen ihrer entweder nur Theilweise, oder sparen ihren Genuß auch wohl gar auf, und beruhigen uns bei dem Gedanken: daß sie uns ja nicht mehr entzogen werden können — was nicht sobald erfolgt, als wir, zur Vergrößerung unseres Schmerzens, sie flugs wieder in ein Licht stellen, das jedem ihrer Vorzüge einen neuen Glanz verleiht, den wir vorher übersahen, so daß uns der Verlust einer Sache tiefere Wunden schlägt, als ihr Besitz uns Vergnügen gewährte. Im Begehren ist der Mensch unersättlich; zu genießen verstehen Wenige.

9) Von dem, was geschieht, denken wir das Schlimme immer zuerst. Hören wir von einer schönen That, gleich sind wir bei der Hand, dem,

der sie vollführte, Beweggründe beizumessen, wodurch ihr Werth verdunkelt wird. Wir sind unvermögend, uns die Tugend in ihrer ganzen Schönheit vorzustellen. Eine Handlung lediglich aus Liebe zu dem, was recht ist, was Pflicht und Selbstschätzung gebeut, ohne eigennützige kleinliche Nebenabsichten, übersteigt unsere Begriffe.

10) Sollen wir in Begeisterung gerathen, uns über uns selbst erheben, so bedarfs des Weins, des Fiebers, oder eines Traums.

11) Es liegt uns mehr daran, ehrlich zu scheinen, als es zu seyn; wir mögen lieber, daß unsere Ehrlichkeit Andere, als daß sie uns erbaue.

12) Eine Beleidigung zu rächen, sind wir gleich bei der Hand. Eine empfangene Wohlthat dankbar zu erkennen, und sie zu erwiedern, zögern wir, ob es gleich ein angenehmeres Gefühl ist, zu lieben, als zu hassen.

13) Gutes von Andern sagen wir ungern; zu verläunden, ist unsere Lust.

14) Selten verrichten wir das Gute ohne einen äussern Anlaß, durch uns selbst, uns selbst zu lieb, aus Hang, Neigung und innerm Wohl-

gefallen an dem was gut ist; oder unterlassen das Böse aus einem andern Grund, als aus Furcht vor den Folgen. Wir thun was recht ist, durch fremden Antrieb, aus Zufall, Ehrgeiz, oder sonst einer Ursache: daher auch so wenig Gleichförmigkeit in unsern Handlungen.

15) Wen wir einmal beleidigt haben, zu dem fassen wir so leicht keine Neigung, ob wir gleich keinem eher geneigt seyn sollten Gutes zu erweisen, als eben dem, welchem Böses von uns widerfahren ist. Wir sind immer besorgt, er werde die ihm widerfahrne Beleidigung an uns rächen wollen, fürchten ihn deshalb, und hassen ihn.

16) Zu einer richtigern Ansicht der Dinge zu gelangen; gerechter, gutmüthiger, vergnügter, heiterer und zufriedener zu werden — darauf sehen wir weniger, und trachten weniger darnach, als wie wir gelehrter, vornehmer, geehrter und reicher werden.

*

Den letzten Zug am Gemälde von unserm Elend vollendet jene Verachtung und Geringschätzung, womit wir auf Andere herab sehen; indem wir, von Stolz und Hochmuth aufgebläht,

wunder glauben, was an uns seye, und wie tief alle übrige Wesen unter uns stehen. Aus diesem Wahn entstehen die meisten unserer Verirrungen. An diesem Dünkel, der macht, daß wir nichts gehörig würdigen, von uns hingegen eine übertriebene Meynung haben, liegt es, daß wir auch unserm Schöpfer nicht Ehrfurcht genug bezeigen, und, in einen Irrthum nach dem andern verstrickt, die Abhängigkeit, die uns in Demuth erhalten sollte, aus den Augen verlieren, und uns Anmaßungen erlauben, die uns nothwendig unglücklich machen müssen. Dieser Stolz treibt uns so weit, daß wir uns einbilden, die Welt, und alle Dinge in ihr, seyen unsertwegen da; unser Ende ziehe das Ende aller Dinge nach sich, und bezeichne in der Weltordnung eine wichtige Begebenheit. — Was da lebt, wännen wir, sey verbunden, sich nach uns zu richten, und unser Wille geschaffen, den Gang des Weltalls zu leiten. Wenn uns friere, liege es der Sonne ob, uns zu wärmen; und wenn uns zu heiß sey, so sey es die Pflicht der Winde, uns Kühlung zuzuwenden.

Die Thiere betrachten wir in unserm Uebermuth, als von uns gänzlich verschiedene Wesen;

ob sie gleich aus eben der Quelle herkommen, der wir Leben und Daseyn verdanken; wir behandeln sie ohne Schonung, und verfahren hart und grausam mit ihnen.

Leichtglaubigkeit ist eine andere Folge des Eigendünkels, wodurch wir dahin gerathen, so vielen unsinnigen Dingen Glauben beizumessen, und wider das, was unsere Vernunft sich einmal hat überreden lassen für wahr zu halten, keinen Zweifel anzuhören, sondern die Aussprüche unseres beschränkten Verstandes für untrüglich, und es für unmöglich zu halten, daß wir hintergangen werden könnten. Betrüger und Quacksalber bauen auf diesen unsern thörichtesten Stolz ihre Hoffnungen, lassen uns Geister sehen, und nehmen Wunderkuren mit uns vor. Alles alte Herkommen ist uns dieserwegen so schwer auszureden; wir enthalten uns zu prüfen, und erachten es für überflüssig, nähere Untersuchungen anzustellen.

*

Haben wir den Menschen schwach und elend an und für sich gefunden, so ist er es noch weit mehr in Vergleich mit andern Wesen. Der Vorzug, den er

vor den Thieren voraus zu haben glaubt, ist bloß scheinbar. Die Thiere sind nicht nur fähiger, weit mehr zu ertragen, Kälte, Hitze, Thau und Regen beⁿ als wir auszuhalten — sie übertrreffen uns auch an Mässigkeit, Geschicklichkeit, und friedlichem Einverständnis untereinander. Sie kränkeln weder so viel als wir, noch kennen sie die Unruhe, die Furcht, die Unsicherheit, die Angst, und wie sie sonst alle heißen mögen, die Besorgnisse, Leidenschaften und Bekümmernisse, die uns so viel zu schaffen machen. Ihre Bedürfnisse bleiben selten unbefriedigt, ihre Hoffnungen und Erwartungen selten unerfüllt; denn sie sind eingeschränkter. Sie erreichen, wornach sie streben; vollenden, was sie beginnen. Unsere Jugend verstreicht unter Zwang und Unbehaglichkeit, wir müssen in der Schule und Dicasterien schwitzen — und dennoch verdienen wir unser Brod dereinst nur kärglich. Der Storch erbaut sich sein Nest, ohne zuvor Unterricht darin erhalten zu haben; durchstreift mit seinen Jungen die freien Regionen der Luft, und weiß nichts von den Sorgen, die uns das Leben verkümmern.

Der stets untrügliche Instinkt, der jedem Thier beiwohnt, nach dem es handelt, und von dem es sich leiten läßt, verfehlt nie seinen Zweck. Was will unsere Vernunft dagegen sagen? Wie oft führt uns dieselbe nicht irre, und läßt uns Dornen statt Rosen pflücken! —

Ist es überdem nicht ehrenvoller, so wie die Thiere vermöge ihres Instinkts, unmittelbar von der Hand des Schöpfers geleitet zu werden, als so wie wir, sich selbst überlassen zu seyn, in der Irre umher zu streifen, sich wie der verlorne Sohn, aus dem väterlichen Hause zu verlieren, und mit den Schweinen Traber zu fressen? — Der Mensch besitzt Vernunft, erwiedern unsere Gegner; ihm ist es verliehen, in die Zukunft zu blicken, zu vergleichen, zu prüfen, und hierauf zu wählen. — Was will unsere Voraussetzungs-kraft sagen, gegen den richtigen Takt, der den Thieren eigen ist! — Dient diese unsere so hoch gepriesene Beurtheilungskraft nicht weit öfter darzu, uns zu beunruhigen, als unser Leben still und friedlich zu machen? Fließen aus dieser Quelle nicht alle unsere Sorgen, unsere Leidenschaften, unsere Thorheiten und Laster her — von dem allen die Thiere nichts wissen?

Ist sie nicht der Grund der Unentschlossenheit, die uns so oft befällt wenn es am nöthigsten wäre, fest, bestimmt und entschlossen zu seyn — des Wankelmuths, der Unbeständigkeit, und des Leichtsinns, die uns so viele Qual verursachen, und uns um so manchen Lebensgenuß bringen? — Pyrrho's Schwein verzehrte bei jenem Sturm, der alles Schiffsvolk in Angst und Verlegenheit versetzte, ruhig sein Futter im Schiff. — Wahrlich, wir sollten die Thiere um das, was ihnen an Geistesvermögen abgeht, eher beneiden, als daß wir sie deswegen verachten. Was sind wir gebessert dadurch, daß wir mit Verstand und Beurtheilungskraft begabt sind? — Die Thiere wissen von keinem Uebel früher etwas, als bis es sie wirklich betroffen hat. Wir hingegen sind immer voller Unruhe und Besorgnisse; machen uns Vorwürfe über die Vergangenheit; quälen und betrüben uns wegen der Zukunft; arbeiten uns ab mit thörichten Vorkehrungen; und fürchten uns vor Uebeln, die uns oft gar nicht erreichen.

Unsere vorgebliche Herrschaft über die Thiere will auch nicht viel sagen; denn beim Lichte betrachtet, leisten wir den Thieren, im Ganzen

genommen, eben so viele Dienste, als sie uns — füttern, pflegen und reinigen sie mit größter Sorgfalt, und sehen uns genöthigt, wenn eine Krankheit oder Seuche sie uns entreißt, den Unterhalt, womit sie uns das wenige Futter, das wir ihnen reichten, vergüteten, hinterm Zaun zu suchen, und unser Leben durch Betteln zu fristen. — Sie fürchten uns weniger, als wir sie fürchten. Freier leben sie gleichfalls, als wir; unterwerfen sich nicht eines dem andern, so wie wir thun; und zwingen ihres Gleichen nicht mit Gewalt zur Sklaverei und Unterthänigkeit.

Andere Menschen feindselig anzugreifen, versammeln wir uns haufenweis — verheeren mit Bedacht und Ueberlegung. — Das Thier ist nur grausam, wenn es der Hunger dazu antreibt: Der Mensch mordet aus Mordsucht. —

An Tugend und geselliger Neigung, wüßte ich auch nicht, was der Mensch vor den Thieren besonders voraus hätte. Anhänglichkeit, Treue, Großmuth, und Erhabenheit der Gesinnungen, sind den Thieren so gut eigen, als uns; ja viele Thiere haben die Beständigkeit in diesen Tugenden mit ihrem Leben versiegelt, ohne sich dagegen, so wie wir, ungerecht, hart, undank-

bar, lügenhaft, verstellt und hinterlistig finden zu lassen. Und nehmen wir vollends an, daß der Inbegriff aller Tugenden in der Mäßigung seiner Leidenschaften und Begierden, und der Kraft bestehe, den Reizungen der Wollust Widerstand zu leisten, und sich in den Schranken zu halten, die uns die Natur gesetzt hat; so mögen wir mit allem Recht den Thieren den Rang vor uns zugestehen. Widernatürliche Laster, erkünstelte und überflüssige Bedürfnisse, sind ihnen eben so unbekannt, als Uebertreibung und Unerfättlichkeit in Befriedigung der erlaubten Vergnügungen. Gerathen sie in Streit, und greifen sich einander an, so geschieht es nicht nur offen, und mit rechtmässigen Waffen, die jeder Theil gleich gut zu führen versteht, sondern auch lange nicht mit der Erbitterung, womit wir übereinander herfallen. Der Streit nimmt ein Ende, sobald Eins von Beiden verwundet ist; und mit dem Streit hören auch Hader und Groll auf.

Laßt uns aufrichtig seyn, und gegen die Vorzüge, die wir dem Schein nach vor den Thieren voraus haben, die Eigenschaften in die Waagschale legen, die wir als Zugabe erhalten

Haben: Rastlose Unruhe, Unbeständigkeit, Unentschlossenheit, Aberglaube, ängstliche Besorglichkeit wegen der Zukunft, Ehrbegierde, Geiz, Neid, Lügenhaftigkeit, sammt dem ganzen Troß regelloser Begierden, Launen, und unerklärliche Sonderbarkeiten, die stündlich unsere Ruhe anfeinden, unsere Gesundheit untergraben, und der Vernunft bei ihren Verrichtungen Hindernisse in den Weg legen. Entfernen wir uns aus dem gewöhnlichen Geleise, suchen wir uns zu erheben, und einen höhern Flug zu nehmen, so gerathen wir in Gefahr, uns dem Gebiete der Narrheit, des Wahnsinns und des Unverständes so sehr zu nähern, daß unser Wandel vor der Welt für das Betragen eines Fieberkranken und Berückten gehalten wird. — Die Thiere, frei von dem allen, führen indessen ein ruhiges und gemächliches Leben.

Das Beste an uns ist die Gesundheit. Wenn wir sie nur mehr schätzten, und einsähen, daß ohne sie alles Uebrige nichts ist; daß, wo sie fehlt, unsere schönsten Tugenden ins Stecken gerathen, und sie daher wohl verdiente, daß wir sie besser bewahrten, und dadurch zu erhalten suchten, daß wir mässiger und enthalt-

samer lebten, uns keine Traurigkeit anwandeln ließen, und vor allen heftigen Gemüthserschütterungen in Acht nähmen. Ohne sie hat das Leben keinen Reiz — wir können an nichts Theil nehmen — und wären wir übrigens noch so weise und verständig, so blieben wir dennoch ohne Rath und Hülfe. Wir stehen in einem großen Irrthum, wenn wir den Körper des Menschen gering achten, und der Meynung sind: Der Geist sey's allein, der unsere Sorgfalt verdiene. Wir haben an dem Geistigen in uns ein gefährliches Ding zum Lebensgefährten erhalten, das uns viel zu schaffen macht, und dem wir weniger vertrauen und uns ihm überlassen sollten. Der Geist ist es, wodurch wir auf unserer Wallfahrt in so viele verdrüßliche Händel verwickelt werden. Seine Geschäftigkeit, seine Beweglichkeit und Rastlosigkeit, machen, daß er nichts ununtersucht läßt — sich um alles bekümmert, und sich in alles mischt. Hintendrein läßt er uns im Stiche, und wir müssen die Reche bezahlen. Ehe er sich zu ruhen bequemte, sicht er lieber mit Gespenstern, balgt sich mit selbstgeschaffenen Schreckbildern herum, und handelt seiner eigenen Ueberzeugung zuwider. Uns

beschäftigt, und ohne daß ihm ein festes Ziel vorgesteckt ist, gleicht er einem unangebauten Acker, der, weil er nicht besaamt ist, seiner innern Fruchtbarkeit wegen, allerlei Unkraut hervorbringt, wild durcheinander, und giftig. So der Geist des Menschen. Da ist kein Wahn zu thöricht, keine Einbildung zu ungereimt und grundlos, die er nicht ausheckte, an die er sich nicht hängte, und ein Ganzes daraus zu machen suchte, wenn es ihm an bestimmten Beschäftigungen gebricht, und er sich selbst überlassen ist. Ohne nach einem festen Plane zu denken, verlieren wir uns aus den Augen, gerathen aus einer Verwirrung in die andere, stürzen uns in Alles, sind zugleich aller Orten, und daher nirgends: Denn alles zugleich umfassen, aller Orten zugleich seyn zu wollen, heißt doch wohl, nirgends seyn? Näher ermogen, hat es zwar seine Richtigkeit, daß das Element des Geistes, seine innerste Bestimmung, Thätigkeit ist; nur muß der Anlaß darzu anders woher kommen, als aus ihm selbst, oder er verirrt sich, wie schon gesagt, spannt sich über Vermögen, oder schmachtet, vertrocknet und welkt. Seine schöne Seiten bestehen darin, daß er jedem Vorwurf gewach:

sen ist, daß seine Hülfquellen unbegrenzt sind, daß ihm das Niedrige, so wie das Hohe, das Gemeine, so wie das Trefliche, genügen kann, und er da, wo seine Kräfte nicht hinreichen, dieses durch Schlußfolgen einsehen, und sich vor dem Unternehmen hüten kann. Weniger glücklich ist er in Ausfindung eines festen Punktes zur Vollendung seiner Urtheile. Aeussere Beziehungen nimmt er wohl wahr; es fehlt ihm nicht an Geschick, Vergleichen anzustellen: in das Innere der Wesen selbst dringt er indessen selten ein. — Die Wahrheit behält immer zwei Seiten für den Menschen, und all' unser Forschen, unser ewiges Dichten und Trachten, all' unser Wenden, Drehen, Enthüllen und Enträthseln der Dinge und Meinungen, mit denen wir uns oder Andere sich befassen, bringt uns selten weiter. Was dem Einen wahr zu seyn scheint, davon glaubt ein Anderer das Gegentheil. Es gibt kein Gesetz, keine Sitte, keinen Gebrauch, worüber alle Völker je gleich gedacht hätten. Eine Handlung, die in dem einen Land für Gotteslästerlich, ungerecht und abscheulich verschrieen ist, wird in einem andern für ehrenvoll, gerecht und treflich gehalten. An einem

Orte ist die Vermischung unter Geschwistern verboten; an einem andern ist sie erlaubt. Hier gilt die Aussetzung ungestalteter Kinder, die Gemeinschaft der Weiber, die Beerdigung der vor Alter kraftlos gewordenen Väter oder Mütter für ein Verbrechen; anderswo ist alles dieses Landesitte. Plato schlug den gestickten Rock, den ihm Dionys anbot, mit der Antwort aus: es ziemte sich dergleichen nur für ein Weib. Aristoteles nahm ihn an, indem er versetzte: ein rechter Mann laufe der Kleidung wegen keine Gefahr weibisch zu werden. Als Diogenes Salatkräuter auswusch, und den Aristipp bei sich vorüber gehen sah, rief er ihm zu: Wenn du bei einer mässigen Mahlzeit vergnügt zu seyn wüßtest, hättest du nicht nöthig, vor Königen zu kriechen. — Und du, erwiederte Aristipp: wenn du mit Königen umzugehen wüßtest, sähest du dich nicht in der Nothwendigkeit, Krautblätter auszuwaschen. Sokrates Ehefrau wollte sich, als ihr das Todesurtheil, das die Tyrannen über ihren Mann gefällt, bekannt wurde, deswegen nicht zufrieden geben, weil es ungerecht seye. „Wäre es ehrenvoller für mich,“ versetzte Sokrates, „wenn ich mit Recht zum Tode

verurtheilt worden wäre?“ Der Eine hält das für, daß wir keines Dings eher recht froh werden könnten, als bis uns sein Verlust gleichgültig sey. Ein Anderer ist der Meynung: daß eben die Unsicherheit, in der wir uns in Absicht auf die Dauer der Güter, die wir besitzen, befinden, den Reiz ausmache, der uns so fest an sie ziehe. Ein Kyniker bat den Antigonus, ihm eine Drachme Silber zu schenken. „Dies ist kein Geschenk für einen Fürsten,“ antwortete Antigonus. Nun so gib mir ein Talent. „Dies ist kein Geschenk für einen Weltweisen,“ erwiederte der König. So entschlüpft uns die Wahrheit immer wieder aus den Händen, wenn wir sie am festesten gefaßt zu haben glauben. Wir irren im Finstern umher; und schließen wir auch einmal die Göttinn in unsere Arme, so wissen wirs nicht, und wäghen einen Schatten an unser Herz gedrückt zu haben. Was wir berühren, berühren wir bloß oberflächlich. Wir haben kein anderes Werkzeug zur Ergründung der Wahrheit, als eben die Vernunft, die uns in so viele Irthümer stürzt; und wenn wir die Wahrheit endlich gefunden haben, kein anderes Kennzeichen, als die öffentliche Meynung.

Was will aber das sagen? Der große Haufen hat mehr Thoren aufzuweisen, als geprüfte Männer. Er folgt dem, der zuerst den Tanz anführt, er sey ein Kunstverständiger, oder ein Stümper. Aus dem allen erhellet, wie verwegen und vermessen der menschliche Geist ist. Die Gefahr, womit er jede bestehende Ordnung bedroht, ist nicht zu übersehen. Er wagt sich an alles; nichts ist ihm zu heilig, und erfüllt ihn mit genugsamer Ehrfurcht, um es vor seinen Untersuchungen und Anfällen sicher zu stellen. Je kraftvoller er ist, um so kühner, verwegener und rastloser ist er. Er erkennt kein Gesetz über sich, zerbricht alle Fesseln; was ihm im Weg steht, unternimmt er umzustürzen. Er müßte den Weltball umwälzen, und alle Regionen durchfliegen, wenn nicht eine übermenschliche Gewalt ihm Schranken setzte, und ihn abzulassen zwänge. Keine Meynung, keine Sitte ist sicher vor seinen Anfällen, und wenn sie die Rechtfertigung von Jahrhunderten für sich hätte; bis seine Vermessenheit ihn zuletzt so sehr verwirrt, und es dahin mit ihm kömmt, Schein von Wahrheit nicht mehr unterscheiden zu können. Und gerade den trefflichsten Menschen

begegnet es am häufigsten, daß sie den Faden verlieren, der sie durch das Labirinth des Lebens hätte leiten können; auf Meynungen gerathen, und Einfälle aushecken, die ihnen Anderer Tadel zuwegbringen, und von denen sie auf dem Schauplatz der Welt keinen Nutzen ziehen können; daß sie Sitten bei sich einführen, die sie lächerlich machen, und Gewohnheiten annehmen, die alle übrige Menschen von ihnen entfernen. Nur Wenigen ist es vergönnt, sich von der herrschenden Meynung loszumachen, ohne nicht auf Abwege zu gerathen, die sie ins Verderben stürzen. Unter Tausenden wird kaum Einer geboren, der Kraft genug besäße, sich einen eigenen Lebensplan zu entwerfen, und der, wenn er darauf beharrt, seiner eigenen Weisheit zu folgen, nicht so vieles Unheil anrichtete, daß sich nicht Alle wider ihn zusammen thun sollten, ihm den Uebermuth zu vergelten, besser als sie seyn zu wollen.

Der mittelmäßige Kopf führt ein weit ruhigeres Leben, hat bessere Tage, und ist, wie schon Thucidides bemerkte, bei weitem fähiger, am Staatsruder zu sitzen, und dem öffentlichen Wohl, mit Erfolg und Ruhm, vorzustehen.

Der hervorragende Geist lebt sich und Andern zur Qual. Weisheit und Thorheit reichen einander die Hände. Vorzüglich innige und allumfassende Freundschaften erzeugen am leichtesten Haß und Erbitterung; so wie die Krankheiten die gefährlichsten sind, womit besonders feste und gesunde Körper befallen werden. Aristoteles behauptete schon: daß nicht leicht ein großer Geist geboren werde, dem Mutter Natur nicht ein paar Gran Thorheit beigelegt hätte. Auch beabsichtigen alle die verschiedene Religionsmeinungen, Gesetze, Sitten, Gebräuche, Belehungen, Vermahnungen und Zurechtweisungen, die wir über der Oberfläche des Erdbodens verbreitet sehen, nichts anders, und das mit allem Recht, als dem menschlichen Geiste, seiner Unruhe wegen, Fesseln anzulegen, ihn geschmeidiger, lenksamer, und wenn es gelingt, dadurch unschädlicher zu machen. Dennoch bricht er durch, will keiner Vermahnung Gehör geben, achtet weder Lohn noch Strafe, und widerstrebt der Vormundschaft, der er so sehr bedarf; bleibt ein loser Geselle, läßt sich nicht leicht geradezu bändigen, und besteht auf seinem Vorrecht, pfeilschnell von einem Pol zum andern zu streifen,

nach seiner eigenen Weise, und aus sich selbst zu leben. O! es ist uns weit nöthiger, zurückgehalten, als angetrieben zu werden; weit nöthiger, uns einen Block unter die Fittige zu hängen, und Wasser in unsern Wein zu gießen, als daß man uns jagt, treibt und aufregt. Ein Volk lebt gewöhnlich um so glücklicher, je geringer der Grad von Kultur ist, den es erreicht hat. Unruhige Köpfe stürzen alles über den Haufen, und stiften weit mehr Unheil und Verwirrung, als sie wieder gut zu machen im Stande sind. Nichts geht einem großen Kopf schwerer ein, als zu gehorchen: ob uns gleich die Neige, zu gehorchen, weit öfterer trifft, als Gesetze zu geben, und Andere verpflichtet zu sehen, sich nach unserer Willkühr zu richten. Und gleichwohl sind wir auf der andern Seite wieder so wunderbar geschaffen, daß wir, ohne ein besonderes Interesse, von der herrschenden Meynung nicht abzubringen sind, noch dem bessern leicht aus freier Wahl nachstreben. Die Verirrungen und die Vermessenheit des Geistes ist es jedoch nicht allein, was uns so oft vom bessern Pfad abführt; die Verdorbenheit des Willens und der Leidenschaften sind eine ans

dere Quelle unseres Elendes. Der Wille, geschaffen der Vernunft unterthänig zu seyn, ist nicht so bald mit sträflichen Neigungen erfüllt, als er unser Beurtheilungsvermögen ansteckt, und dadurch Begierde, Neid, Schadenfreude, Haß, Furcht, Abscheu, und die übrigen Irrthümer in uns erzeugt, mit denen wir zu kämpfen haben, und wodurch uns die Ereignisse in einem falschen Licht erscheinen. Anfangs nimmt eine Leidenschaft, die unsern Willen eingenommen und verdorben hat, von der Vernunft noch Vorstellungen an. Allein dies währt nicht lange, und der Streit endigt gewöhnlich damit, daß die Meynung, die unserer Leidenschaft behagt und anständig ist, jeden Zweifel an ihrer Richtigkeit aus dem Verstande verdrängt, und sich die Vernunft dergestalt unterthänig macht, daß diese nun selbst dem Willen Gründe der Rechtfertigung zuführt: ja wohl gar die noch kurz zuvor bestrittene Behauptungen zu Volkslehren und Religionsmeynungen, und was ursprünglich blos Neigung und Leidenschaft gewesen, zu einer allgemeinen Glaubenssache zu erheben sucht. Gesellt sich zu der Verdorbenheit unsers Willens, Stolz und Hochmuth, so ist alles verloren; unsere

Leidenschaften werden unsere Tyrannen für immer; und vom Dünkel unserer Unfehlbarkeit eingenommen, ist nichts mehr vermögend, uns von unsern Verirrungen zurück zu bringen. Allzu sehr in unsere Meynungen verliebt, verachten wir Anderer Rath und Beistand, weisen jede Hülfe von uns, und spotten fremder Vermahnungen, wir mögen sie zu prüfen im Stande seyn, oder nicht. Unselige Beschränktheit, beklagungswerthe Verblendung! Unser Verderben ist unser Unverstand. Unbekanntschaft mit uns selbst, Mangel an Kenntniß, macht uns elend — nicht der Kenntniß fremder Dinge, sondern der Wissenschaft, wie es mit uns steht, damit wir einsehen, wo es uns fehlt, wie armselig und elend wir dran sind, wie unverständig und hülfsbedürftig, um uns darnach zu richten, und besser zu werden.

Reißet uns, wie wir gesehen, die allzurege Geschäftigkeit unsers Geistes oft zu Uebereilungen hin, spielen uns Leidenschaft und Begierde schlimme Streiche, so spielen uns Furcht und Einbildung deren nicht weniger. Wir wollen von so vielen Beispielen, die wir anführen könnten, nur des einen erwähnen, wo wir oft

aus bloßer Besorgniß, bei einer unserer Lieblingsverrichtungen zu wenig Ehre einzulegen, aus einer bloß zu lebhaften Vorstellung von der Sache, den Gebrauch der Glieder in allem Ernst verlieren, und sie nicht zu dem Vergnügen anzuwenden im Stande sind, das wir uns von ihrem Dienst versprochen hatten. Dieser Eigenschaft, der Furcht nämlich, haben wir's beizumessen, daß so viele Erfahrungen, die wir machen, indem sie nicht bis zur Beurtheilungskraft in der Seele gelangen, sondern im Vorhof von der Einbildung zurückgehalten werden, die Reife und Zeitigung nicht erlangen, wodurch sie ein Leitfaden für uns würden, wornach wir uns künftig richten und benehmen könnten: so daß es späterhin nicht die Wahrheit ist, die uns bestimmt und leitet, sondern unreifes Nachwerk, unverdaulicher Schwulst, Trug und Aberwitz. Ein Weiser aus der Vorzeit sagte daher: „Nicht das Wesen der Dinge bewegt des Menschen Seele, und treibt ihn zu Handlungen an; sondern die Vorstellung, die er sich von den Dingen macht.“ Die innere Beschaffenheit der Dinge bleibt uns verborgen. Gelangte die Wahrheit bis zu uns, so wie sie ist, an und für sich selbst, wie wäre

es möglich, daß über ein und dieselbe Sache eine so große Verschiedenheit der Meynungen statt haben könnte? — Bald finden wir eine Sache so, bald anders, obgleich die Wahrheit sich immer gleich, immer dieselbe ist. Die vernünftigsten Leute denken von einem und demselben Ding verschieden. Ueber nichts in der Welt sind sich die Meynungen einander gleich. Was kann es uns besser beweisen, daß die Eindrücke, die wir erhalten, sich nach der jedesmaligen Beschaffenheit des Gemüths in unserer Seele gestalten; daß die Erscheinungen, die wir wahrnehmen, von unserm Auge die Farbe entlehnen, in die wir sie gekleidet erblicken? Was mir wahrscheinlich vorkommt, dünkt meinem Nachbar oft sehr unwahrscheinlich; ja uns selbst leuchtet oft eine Sache heute nicht mehr ein, an der uns gestern Alles erwiesen zu seyn schien, und es kostet uns Mühe, etwas länger für glaubwürdig zu halten, wogegen uns wenig Tage zuvor nicht der geringste Zweifel übrig geblieben war. Es ist unser Schicksal, so wenig mit eigenen Augen zu sehen, als Meynungen und Gebräuche richtig zu beurtheilen. Wir folgen dem großen Haufen, und thun, schwach und thöricht, wie wir sind, vielleicht wohl daran.

Sind wir wegen der Unvollkommenheit und Unvollständigkeit der Werkzeuge, durch die wir glücklich zu werden suchen, aus Mangel einer größern Selbstständigkeit, Festigkeit und Entschlossenheit, übel dran; so sind wir es noch weit mehr durch die Hestigkeit unserer Leidenschaften, von denen wir zum Beschluß dieses Buchs handeln wollen; so wie wir uns vorgenommen, im zweiten Buche die Mittel anzugeben, wie diese Feinde unserer Ruhe am sichersten zu leiten und zu bändigen sind; was alsdann im dritten Buche, zu besserer Belehrung, noch mehr auseinander gesetzt, und in der Nähe beleuchtet werden soll.

Der erste Anlaß zu einer übertriebenn Begierde nach einer Sache, oder zu einem unvernünftigen Abscheu darwider, hat seinen Grund im Irrthum der Sinne, welche die innere und eigentliche Beschaffenheit der Gegenstände unserer Hoffnungen oder Besorgnisse nicht gehörig einsehen, blos auf der Oberfläche der Dinge verweilen, und der Vernunft eine unrichtige Kenntniß von ihnen beibringen, die, wo nicht durchaus verfälscht und partheiisch ist, doch immer in so fern hinter der Wahrheit zurückbleibt, als

die Vernunft den gepriesenen oder verrufenen Gegenstand nur von einer Seite, und nicht in dem ganzen Zusammenhang kennen lernt, worin derselbe mit dem gesammten Wohl des Menschen steht. Gesellt sich zu einem solchen Selbstbetrug die öffentliche Meynung, und ist sie dem trügerischen Schein günstig — wie denn der rohe Haufe nur allzugeneigt ist, an jeder Sache das augenblickliche Gute allein zu beherzigen, ohne es gegen die böse Folgen abzuwägen, die sich hintennach einzufinden pflegen; oder einer leicht vorübergehenden Unannehmlichkeit wegen, alles übrige Gute an einem Ding zu übersehen: so ist der Sieg der Leidenschaft entschieden! Die Vernunft fällt ein verkehrtes Urtheil; wir handeln einseitig und thöricht; unser Temperament reißt uns mit sich fort — wir sehen die Sache nicht so ein, wie sie ist, sondern wie wir verlangen, daß sie seyn soll; unser Wille wird durch falsche Vorstellungen bestimmt, und anstatt nach Einsichten zu handeln, lassen wir uns von den Vor Spiegelungen unserer Einbildungskraft leiten.

Drei Leidenschaften setzen uns vorzüglich in Flammen: Ehrsucht, Geldbegierde, und Wollust.

Der Ehrgeizige kennt beinah keine andere Leidenschaft. Sein höchstes Gut, sein einziges Glück, ist Ehre. Sein ausschließendes Dichten und Trachten geht darauf hinaus, der Vorderste zu seyn. Nie blickt er zurück — sein Aug ist nur immer vorwärts, und auf die, so ihn umgeben, gerichtet. Von einem einzigen überflügelt zu werden, schmerzt ihn mehr, als es ihn, Tausenden vorzuspringen, freut.

Anderer Leidenschaften nehmen den Menschen nicht nur nicht so ganz ein, sondern verlassen uns auch gewöhnlich früher wieder. Die Ehrbegierde folgt uns bis ins Grab, und wir legen sie von allen Leidenschaften am spätesten ab. Daher auch die alten Weisen sie das Hemd der Seele genannt haben. Sie lehrt uns die größten Schwierigkeiten besiegen, und überwindet selbst die Wollust; wie wir an Scipio, an Alexander und Cäsar wahrnehmen können, die ihren Ruhm so hoch hielten, und dergestalt von der Ehrbegierde beherrscht wurden, daß sie auf die höchste Vergnügungen Verzicht zu leisten wußten, wenn sie an Ehre dabei zu gewinnen hofften. Viele sind zwar der Meynung: die Ehrbegierde müsse der Wollust an Stärke nachstehen, weil

der Trieb nach sinnlichem Vergnügen zugleich in dem Körper seinen Sitz mit habe. Allein eben deswegen ist die Begierde nach Vollust leichter zu bändigen, und eher gesättiget; so wie auch darum eher zu mäßigen und zu bezähmen, weil wir ihr durch körperliche Mittel beikommen und Abbruch thun können — während die Ehrbegierde, je mehr sie Befriedigung erhält, an Stärke zunimmt, und sich der Seele des Menschen nur immer mehr bemeistert, ohne daß wir ein anderes Mittel in unserer Gewalt hätten, ihr zu widerstehen, als durch uns selbst. Dem Ehrgeizigen ist keine Mühe zu beschwerlich, keine Gefahr zu groß: dem ganz von dieser Leidenschaft durchdrungenen Manne nämlich; denn kleine Seelen sind dieser Leidenschaft nicht fähig, und geben durch die Mittel, zu denen sie sich herablassen, Ehre zu erlangen, eher zu erkennen, wie wenig sie eines Vorzugs vor Andern würdig sind, als daß der Erfolg ihrer kriechenden und ehrlosen Bewerbungen um Ehre, sie auf eine ruhmvolle Art auszeichnete, und, so wie sie sich vorgestellt, erheben sollte. — Ueber den eigentlichen Weg, der zur wahren Ehre führt, sind die Meynungen übrigens getheilt. Einige, so wie

Alexander, Cäsar und Themistocles, hielten das für: es sey am anständigsten, gerade darauf los zu gehen — sie weniger aufzusuchen, als zu bestürmen, und Andern mit Gewalt abzudringen. Besser Belehrte erwählten einen entgegengesetzten Weg, und suchten ihre Ehre in der Verachtung der Ehre — so wie Plato, der das für hielt: daß es zwar groß sey, Ehre zu erwerben; größer aber, sie gering zu schätzen, und ihrer nicht zu achten.

Beim Lichte betrachtet, ist das eine so thöricht, wie das andere: Denn beides läuft am Ende darauf hinaus, daß wir unser Glück von der Meynung Anderer abhängig machen, und unsere Ehre darin suchen, daß die Welt eine hohe Meynung von uns habe. Heißt es aber nicht den Schatten der Wirklichkeit vorziehen, wenn es uns mehr um das zu thun ist; was Andere von uns halten, als um das, was wir im Ernst sind? Heißt es nicht sklavisch seiner Freiheit sich begeben, wenn man so ängstlich um fremdes Urtheil bekümmert lebt — seine Ruhe und Zufriedenheit der Beurtheilung des großen Haufens unterwirft; um diesem zu gefallen, jede Eigenthümlichkeit seiner Natur unterdrückt; selbststän-

dig zu seyn aufhört, und den Beifall der Welt höher als den seines Herzens achtet; nur das liebt, nur dem anhängt, und es schön findet, was der große Haufe preißt; keine Tugend in Schutz zu nehmen wagt, die er verdammt; sich keines Lasters schämt, das allgemein geduldet wird; und das Gute nicht um sein selbst willen, sondern nur nach Maaßgabe der Vortheile, des Ruhms und des Ansehens schätzt, das wir dabei zu erhalten hoffen? —

Unerfättlich in ihren Begierden, gleicht die Ehrsucht dem Rad Trions, das unaufhaltsam herum geht, ohne seinem Treiber einen Augenblick Erholung zu gestatten.

Die Lobredner der Ehrbegierde geben vor, sie diene der Tugend zum Sporn, und treibe uns zu edlen Handlungen an. Dem ist aber nicht so: Denn das Gute, das wir der Ehre wegen verrichten, die unserer dabei wartet, ist sehr unbedeutend. Die Ehrsucht mag wohl andere Begierden und Leidenschaften zurückhalten, und sie auf einige Zeit unterdrücken; aber sie gänzlich zu vertilgen und auszurotten, so weit erstreckt sich ihre Gewalt nicht. Eher mögte man von ihr sagen: daß sie den Leidenschaften auf so

lang einen Zufluchtsort anweist, bis sie dieselben vor der Welt gerechtfertiget sieht, und dann gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen kann. So wie die Schlange, vor Kälte erstarrt, deswegen nicht aufhört ein tödtliches Gift bei sich zu führen — eben so wenig dürfen wir den Ehrgeizigen, wenn wir ihn Handlungen verrichten sehen, die lediglich für das Allgemeine von Nutzen zu seyn scheinen, sogleich zu einem Tugendhelden erheben. Seine Unternehmungen können der öffentlichen Wohlfarth zum Nutzen gereichen, ohne daß sie darum verdienen, als Tugenden gepriesen zu werden, und ohne ihm einen größern moralischen Werth beizulegen.

Die Begierde nach Reichthümern läßt sich noch weniger rechtfertigen. Die Sorgen, in die uns der Gelderwerb verstrickt, die Opfer und Erniedrigungen, zu denen wir uns verstehen müssen, um reich zu werden, verderben und entstellen das Gemüth noch weit mehr, als die Ehrbegierde. Der Geiz verschlingt alle natürliche Neigungen in uns; trennt uns von Freunden und Verwandten; zernagt, einer giftigen Matter gleich, die schönsten Blüten unsers Lebens, und erfüllt uns mit verkehrten Nei-

gungen und Gelüsten. In seine Bestandtheile aufgelöst, ist er von allen Leidenschaften, die wir hegen können, die unvernünftigste und widernatürlichste. Dem Geldgierigen ist nichts heilig auf der Welt! — Gleichgültig gegen alles übrige, ein Tyrann gegen sich selbst, opfert er seiner Leidenschaft jede bessere Empfindung. — Gold ist sein Abgott; um dieses zu erhalten, böte er sich selbst feil, wenn es angienge. — Von den Leidenschaften, die uns Fesseln anlegen, ist der Geiz die niedrigste! Nichts ist mehr unter der Würde des Menschen, als den Reichthum für das höchste Gut zu achten, und Armuth und Niedrigkeit so sehr zu fürchten, daß er die einfachen Mittel zu seiner Nahrung und Erhaltung darüber aus den Augen verlieret, welche die Natur doch keinem ihrer Geschöpfe versagt — und dagegen, gleichsam um uns einen Wink zu geben, die Metalle tief in den Schooß der Erde verborgen hat. Um dieser Störer der menschlichen Glückseligkeit habhaft zu werden, müssen wir die Erde durchwühlen, Felsen sprengen, und unsern Aufenthalt in Gegenden verlegen, wo weder Pflanzen noch Bäume gedeihen — als habe die Natur dadurch, daß sie Gold und Silber mit

unfruchtbarer Erde bedeckt hält, die zur Hervorbringung edler Gewächse und Früchte untauglich ist, andeuten wollen, es werde so auch der Geist einst, der in dergleichen Schätze verliebt ist, und ihnen nachjagt, keine andere als verwerfliche Früchte tragen. — Der Mensch kehrt sich inzwischen hieran nicht, lebt dem Verächtlichsten unterthänig, und wird ein Sklav der Schätze, die er zu besitzen vermeint. Denn wir führen unser Geld weniger, als es uns führt, und lieben in ihm Etwas, das weder an sich gut, noch darzu geschickt ist, uns gut und besser zu machen. Wir besitzen den Reichthum, wie wir das Fieber besitzen, das uns wohl fest hält, das aber wir nicht festhalten. Der Geizhals gleicht einem Lebenden, der an eine Leiche festgebunden ist, von der er sich nicht mehr losmachen kann, und mit der er verwesen muß. Wären wir fähig, die Beschwerden des Ueberflusses recht zu erwägen; schwebten die Sorgen immer vor unsern Augen, die ihn begleiten; die Noth, die Unannehmlichkeiten, die Sorgen und Verdrücklichkeiten, in die er uns verstrickt; die Langeweile, die ihm auf den Fersen nachfolgt — gewiß wir würden ablassen, dem Gelde so rast-

los nachzujagen, auf Gold und Silber einen so großen Werth zu setzen.

Den Reichthum zu verachten und ihn von sich zu stoßen, während das Geld einmal zu so vielen Dingen gut ist, heißt auf einer andern Seite, sich der Thorheit schuldig machen. Ein großes Vermögen wohl zu gebrauchen, und es mit Anstand zu verwalten wissen, ist ganz und gar so leicht nicht, und die Gelegenheit darzu, so wie kein anderer Anlaß zur Ausübung neuer Tugenden, nicht zu verwerfen. Es ist oft schwerer, im Wohlstand, als in der Dürftigkeit, menschenfreundlich und gutgesinnt zu bleiben. Der Arme bedarf nur Einer Tugend: nicht zu verzagen, und Gott zu vertrauen; der Wohlhabende hat ihrer weit mehrere von nöthen, und ist verbunden, sich mäßig, bescheiden, gerecht, zu rechter Zeit freigebig, großmüthig und dienstfertig zu bewisen, klug und vorsichtig zu seyn. Der Dürftige hat sich nur vorzusehen; der Reiche ist auch zugleich zum Handeln verpflichtet. Wer Verzicht darauf leistet, reich zu werden, entübriget sich der Pflichten und Beschwerlichkeiten, die mit der Erwerbung, Verwaltung, dem Besiß, der Vertheilung und An-

wendung großer Reichthümer verbunden sind. Er gewinnt eher beim Tausche, als daß er verliere. Den Reichthum vorseßlich zu fliehen, nennt Seneka eine Schwachheit, und hält es für ein Kennzeichen, nicht sowohl daß wir ihn verachten, als vielmehr daß wir zu seinem Erwerb zu träg, und zu seinem Gebrauch zu bequem seyen.

Die Wollust ist eine fieberartige, gewaltsame Leidenschaft, die uns umarmt, um uns ins Verderben zu stürzen. Wer sich ihr ergiebt, gehört sich nicht mehr selbst zu. Sie zwingt uns, dem Vergnügen mit Aufopferung unserer Ruhe nachzujagen; Geist und Körper haben unsägliche Leiden zu bestehen. Die Sehnsucht der Erwartung, die Qual des Harrens, Ungeduld, Zorn, Wuth, Raserei, ja oftmalige Zerstümmelungen und Verletzungen unsers Körpers — dieß alles muß sich der Mensch gefallen lassen, der sich der Wollust einmal ergeben hat. Die festesten Entschließungen wirft sie über den Haufen; kein Vorsatz besteht vor ihr. Unbefriedigt, raubt sie uns alle Ruhe; befriedigt, fodert sie immer mehr. Kastlos treibt sie uns umher, unfähig auf die Vorstellungen der Vernunft zu merken, und fremd

den Rath zu folgen. Blos sie und der Schlaf drangen Alexander dem Großen das Bekenntniß ab: daß er ein Mensch sey.

Gereicht aber auch ihr Ungestüm uns oft zum Nachtheil, so ist es doch unvernünftig, uns ihrer zu schämen, und so viel Umschweife zu nehmen, wenn von den Handlungen, die ins Kapitel der Wollust gehören, oder auch nur von den Gliedmaßen die Rede ist, die zu ihrem Dienst bestimmt sind. Es ist nichts Unrechtes an ihr; denn ihr Trieb ist allen Menschen von der Natur eingepflanzt. An der Geschlechtslust, an dem sinnlichen Genuß selbst, ist nichts Verwerfliches. Wenn uns hungert, tragen wir kein Bedenken, Speise zu uns zu nehmen; dürstet uns, so suchen wir eine Quelle auf. Befriedigung der Geschlechtslust ist keine mindernatürliche Handlung; auch empfinden wir keinen Reiz darzu, wann wir wollen: sondern die Begierde darnach regt sich in den dieser Lust gewidmeten Gliedern ohne unser Zuthun. Was an ihr verwerflich ist, sind: Uebermaß, und die Anwendung solcher Mittel, wodurch wir Andern, noch mehr aber uns selbst schaden, und nicht selten gänzlich ins Verderben dadurch gestürzt werden.

*

Auf die bisher abgehandelten drei Hauptleidenschaften des Menschen folgt eine Uebersicht der weitem Gebrechen der menschlichen Natur. Ihrer sind so viele, als der Wellen des Meeres, und die meisten auch eben so beweglich, eben so flüchtig gestaltet und leichten Gehalts an innerm Bestand, eben so verwirrt und verschroben. Die natürlichen Neigungen haben wir mit den Thieren gemein; die unnatürlichen sind das Werk unserer Einbildung, fließen aus Wahn und Meynung, sind überflüssig und unvernünftig. Von diesen wissen die Thiere nichts. Der Mensch allein ist unersättlich in seinen Wünschen. Die vernünftige Begierde ist leicht zu befriedigen, überschreitet das gehörige Maas nicht, und erreicht ihr Ziel. Die Wünsche, die uns in Noth und Verwirrung stürzen, die uns fremde Meere zu durchschiffen, Kreuz und Trübsal zu ertragen zwingen, um derentwillen wir uns abhärten, und tausend Mühseligkeiten unterziehen, sind bloße Geschöpfe der Einbildungskraft, leicht entbehrlich, und um so mehr zu fliehen, als sie uns obendrein um die natürlichen Vergnügungen bringen, und uns für die Freuden, die

uns Mutter Natur wohlfeilern Kaufs anbietet, Sinn und Gefühl rauben.

Die Leidenschaft der Hoffnung wollen wir zuerst in Betrachtung ziehen.

H o f f n u n g.

Entsteht ein Wunsch in unserer Seele, so gleich wirft sich die Hoffnung zu seinem Gefährten auf, und ist bemüht, durch gefällige Vorspiegelungen die Vernunft für ihn einzunehmen, sie zu gewinnen und zum Schweigen zu bringen. Ihre Liebkosungen wiegen uns ein, ihr Zauberlächeln raubt uns die Gewalt, erwachten Wünschen Widerstand zu leisten. Sie ist Ursache, daß früher besessene Güter ihren vormaligen Reiz in unsern Augen verlieren; und daß wir, schlägt uns eine Erwartung fehl, Kindern gleich, auch den Vergnügungen den Rücken zukehren, die das Schicksal in unserer Gewalt gelassen hat. Ihre trügerische Vorspiegelungen fachen kaum entstandene Neigungen zu Leidenschaften an, und rauben uns Sinn und Empfänglichkeit für alles übrige Gute.

Z o r n.

Eine nicht weniger gefährliche Leidenschaft ist der Zorn — der, wenn uns eine Unannehmlichkeit bedroht, oder betroffen hat, unser Blut dergestalt in Wallung setzt, daß wir nicht mehr wissen, was wir thun; und dadurch, daß wir uns den Eingebungen dieses fürchterlichen Affektes überlassen, mehrentheils in weit größere Verdrißlichkeiten gerathen, als die Unannehmlichkeiten sind, wider die wir uns dergestalt entrüsten.

Es ist ein großer Irrthum, wenn wir den Zorn für das Merkmal eines starken Geistes halten. Je schwächer der Mensch, desto geneigter ist er zum Zorn. Weiber, Kinder, abgelebte Greise und Kranke, geben den Beweis hiervon. Wir haben Unrecht, Hestigkeit mit Stärke zu verwechseln. Die Ausbrüche des Zorns gleichen den ohnmächtigen Anstrengungen eines Kindes, das einen Versuch über seine Kräfte unternimmt. Nichts verräth mehr Schwäche, ist zweckloser, unvernünftiger, und der Würde eines Mannes unanständiger, als sich über Vorfälle, die einmal geschehen sind, dermaßen zu entrüsten, daß die Gesundheit darunter leidet, und wir außer uns selbst gerathen. Ein wahrhaft großer Geist

ist so leicht nicht verletzbar. Kleinigkeiten dürfen einem Mann von Verstand eben so wenig etwas anhaben, als Geringschätzung Anderer und Vernachlässigung der Achtung, die sie uns zu erweisen schuldig sind, dem Zorn zur Rechtfertigung dienen können.

Vom Zorn entbrannt, sind wir unfähig Widerspruch zu ertragen; hören auf keine Vorstellungen; verwerfen alle Gründe und Belehrung, und fangen um so ärger zu toben an, jemehr man uns zu besänftigen sucht. Wir gerathen vor Wuth außer uns, und gehen, so wie Piso, von Härte und Ungerechtigkeit zu Bosheit und Grausamkeit über — der, sonst kein Feind der Tugend, als er einst in der Hitze drei Menschen zum Tode verurtheilt hatte, aus Verdruss, einem Unschuldigen darunter das Leben abgesprochen zu haben, alle drei hinrichten ließ. Wird dem Zürnenden seine Hitze nicht erwidert, wird ihm Gelassenheit entgegen gesetzt, verhält sich der, auf den er zürnt, still und ruhig, und läßt die Schimpfreden und harte Worte, die gegen ihn ausgestoßen werden, unbeantwortet; so steigt — was kann ungerechter seyn? — seine Wuth nur höher; er raset, schäumt, und knirscht mit den

Bähnen, sein Aug funkelt, seine Stimme stockt, seine Brust droht zu zerspringen. Ein vom Zorn hingerißner Mensch ist taub für alle Billigkeit. Denn was kann unbilliger seyn, als, so wie es der Zorn verlangt, Kläger und Richter zugleich seyn zu wollen, und auf Jeden, der unserer Meynung nicht ist, einen Groll zu werfen?

Unvorsichtigkeit und Uebereilung sind die weitere Folge des Zorns, wodurch wir nicht selten in die größte Verlegenheit gerathen, und den Verdruß, den wir Andern zu verursachen gedachten, über uns bringen. Das treueste Bild eines Zornmüthigen liefert uns Simson, wie er den Tempel einstürzt, und die Trümmer, unter die er die Philister zu vergraben vorhatte, auch über seinem Haupte zusammenfallen. Der Zornmüthige verspürt ein so heftiges Verlangen in sich, seinem Feinde zu schaden, daß er sich darüber mit ins Unglück stürzt. Seinen Zorn zu befriedigen, scheint ihm keine That zu verwegen; er kennt keine Schranken, ja er ist fähig, selbst in seines Bruders Brust einen Dolch zu stoßen. Auch ist gewöhnlich des Zornes Ende der Neue Anfang.

Wir wäñnen, diese Leidenschaft dadurch zu beschönigen, wenn wir uns und Andere zu besprechen suchen: das Recht sey auf unserer Seite; die Bosheit und Hinterlist unserer Gegner liege am Tage — als ob die Unbilligkeit eines Andern eine ungerechte Handlung zu einer gerechten, eine unvernünftige That zu einer vernünftigen erheben — als wenn Zorn und Unwille, des Nachtheils wegen, den uns Andere zugefügt, ersprieslich für uns werden könnten! — Zorn und Hestigkeit sind, ihrer Natur nach, zu weit von Vernunft und ruhiger Einsicht entfernt, um je etwas Gutes zu stiften. Durch sie die Hindernisse, auf die wir stoßen, aus dem Wege räumen, die Uebel, die uns begegnen, heben zu wollen, hieße Böses durch Böses heilen wollen. Die Vernunft kann dergleichen Gehülfsen nicht gebrauchen. Wen sie in ihrem Dienste anstellen soll, der muß überlegsam, einsichtsvoll, und gerecht, wie sie selbst, seyn; das gehörige Maaß nicht überschreiten, und ab- und zuzugeben verstehen.

Soll aber die Tugend ruhig zusehen, daß das Laster den Sieg davon trage? Soll sie nicht so viel Freiheit haben, sich wider das, was uns

recht ist, aufzulehnen, sich zu widersetzen, und dem Bösen zu steuern suchen? — Allerdings! Nur soll sie es nicht auf eine Art, die ihr zum Nachtheil gereicht; sie soll ihre Stärke und die gute Absichten, die sie beseelen, nicht wider sich selbst kehren, und ihre Ruhe von Anderer Frevel und Uebelthaten abhängig machen. Der Weise muß die Laster und Unarten anderer Menschen mit eben der Gelassenheit zu ertragen wissen, womit er ihren Wohlstand erblickt. So wenig ein geschickter Arzt sich durch die Schimpfworte für beleidigt halten wird, die seine Kranken in der Fieberhitze wider ihn ausstoßen, mit eben der Geduld wird der wahrhaft weise Mann Beleidigungen aufnehmen und zu ertragen wissen, worzu der Zorn den Beleidiger gereizt hat. Wollen wir über jede Thorheit, die wir Andere begehen sehen, uns stets entrüsten, uns durchaus nichts Unangenehmes gefallen lassen, so schweben wir in Gefahr, am Ende zu gleicher Thorheit hingerissen zu werden.

Was wir hier vom Zorn im Allgemeinen gesagt, ist zugleich auf die zunächst mit ihm verwandten Untugenden anwendbar, z. B. Haß, Neid und Nachbegierde.

H a ß.

Der Haß ist ein Nachhall des Zorns — nur daß er noch unverständiger und quälender ist. Wir stellen es freiwillig in die Macht dessen, den wir hassen, uns so vieles Leid zuzufügen, als ihm beliebt. Sein Anblick setzt uns außer uns selbst. Wir können uns Seiner nicht erinnern, ohne in Wuth zu gerathen. Schlafend und wachend quält uns sein Andenken — es zerreißt uns das Herz, und wir empfinden Höllenqual: so daß wir es eigentlich sind, die von dem Verdruß verzehrt werden, den wir so gern über den Gegenstand unsers Hasses ausgegossen sähen, der unterdessen, daß wir uns dergestalt quälen, und darauf ausgehen, ihm zu schaden, in Ruhe lebt. Der Hassende ist voll Unlust, während der Gehasste an Gemächlichkeit und Vergnügen keinen Abbruch leidet. Fürwahr, dasjenige, was eigentlich unsern Haß verdiente, hassen wir am wenigsten: denn ist Etwas in der Welt verabscheuungswerth und hassenwürdig, so ist es der Haß selbst.

N e i d.

Der Neid ist ein Zwilling Bruder des Hasses. Während Andere vergnügt und glücklich sind, empfindet der Neiderfüllte Verdruß und Unzufriedenheit. Anderer Vorzüge gereichen ihm zur Qual, indeß die Güter, die sein sind, ohne von ihm genossen zu werden, und ihn zu beglücken, dahin welken.

E i f e r s u c h t.

Die Eifersucht, eine andere quälende Leidenschaft, ist vom Neide darin verschieden, daß, so wie dieser zur Glückseligkeit Anderer scheidet, jene in der Besorgniß besteht, daß Andere von dem Unsrigen Etwas an sich bringen, oder uns wohl gar aus dem Besitz der Güter, die wir bis dahin geschätzt, verdrängen möchten. Im Grunde ist Eifersucht eine Krankheit schwacher Seelen. Anfangs schleicht sie sich unter dem Vorwand der Wohlwollenheit und Freundschaft bei uns ein; nicht sobald aber sieht sie sich im Besitz, so verwandelt sich die vorgespiegelte Wohlwollenheit in Abscheu, der um so mehr die Seele erfüllt, als körperliche Kraft vorhanden, und der neue Tyrann seines bisherigen Wohlverhal-

tens halber in vorzüglich gutem Rufe bei der Welt gestanden. Ihr Gift ergießt sich über die schuldloseste Handlungen, späht allem nach, vermischt jede Freude mit Galle; verwandelt die Liebe in Haß, die Achtung in Geringschätzung um, trennt alle Bande, zerstört Vertrauen und Zuneigung, und treibt ihre geschäftige Neugierde so weit, und ruht nicht, bis unsere Schande vor Aller Augen gebracht ist, und unsere Kinder die Opfer unseres Unverständes geworden sind.

R a c h g i e r.

Rachbegierde, ein anderes Laster, ist nicht bloß ein Beweis von einer schwachen und kleinlichen, sondern auch von einer niedrigen und gemeinen Seele; wie denn ein Mensch, z. B. Weiber und Kinder, um so unversöhnlicher und rachgieriger ist, je schwächer er sich fühlt, während erhabene Gemüther, Rache an Andern zu nehmen, verachten: entweder weil sie zu hoch stehen, als daß die Beleidigung sie erreichen könnte, oder weil sie den Beleidiger für zu gering ansehen, um sich mit ihm zu messen und einzulassen. Unererschütterlichen Felsen gleich, sehen sie das Gewitter seine Blitze unter ihren

Füßen schleudern, die sie nicht erreichen, und deshalb wenig beunruhigen. Die Unbesonnenheiten eines Narren haben großen Seelenwenig an; seine Pfeile zersplittern an ihrem Schilde, ohne ihnen Wunden zu schlagen. — Den Mindererhabenen dagegen quält die Leidenschaft der Rachbegierde Tag und Nacht, ohne daß er fähig wäre einzusehen, wie thöricht es ist, den Verdruß beleidigt worden zu seyn, noch durch die Qual der Rachbegierde zu vergrößern, und solchergestalt unglücklicher und beklagungswerther zu seyn, als der Beleidiger. Diesen, nicht den Schuldlosen, sollte die Marter der Rachbegierde treffen. Unser Unverstand macht, daß es umgekehrt ist, und daß der Unschuldige mehr leidet, als der Schuldige, und voll Mergel und Rachlust umhergeht, während Jener sich gute Tage macht.

Ausserdem verleitet uns aber auch oft die Rachbegierde, Mittel zu ergreifen, die uns selbst weit mehr schaden, als dem, an welchem wir Rache zu nehmen beschlossen hatten, so daß wir, in der Hoffnung, unserm Feind ein Auge auszustechen, oft beide darüber verlieren. Reißt uns endlich gar die Rachbegierde so weit hin, daß wir unserm Beleidiger das Leben nehmen; so ist

Das wohl das Thörigste von allem, was wir thun konnten: denn nunmehr ist es für immer unmöglich, uns mehr an unserm Feinde zu rächen, ihn zu kränken, und das Unrecht, so er uns angethan, büßen und bereuen zu lassen.

G r a u s a m k e i t.

Noch unmenschlicher, und unserer gänzlich unwürdig, ist die Grausamkeit. Ihre Gefährten sind die Furcht und die Feigheit: Mord und Blutvergießen gehen ihr zur Seite.

T r a u r i g k e i t.

Traurigkeit und Niedergeschlagenheit erreichen uns gleichfalls zum Verderben. Die Traurigkeit entsteht aus der Meynung: daß uns zu vieles Unglück betroffen habe; sie benimmt uns allen Muth, und schlägt uns so tief zu Boden, daß wir an nichts in der Welt mehr Theil nehmen. Siehen wir nicht auf unserer Hut, und suchen sie zu unterdrücken, so umspinnt sie endlich dergestalt unsere Vernunft, daß wir uns nicht wieder zu erheben vermögen, und so tief hinabsinken, so sehr erschlassen und einschrumpfen, daß uns endlich selbst das

Vermögen, unserm Berufe vorzustehen, nicht übrig bleibt. Wir können daher nicht bemüht genug seyn, von der Häßlichkeit dieser Neigung recht überzeugt zu werden, und ihre schädlichen Folgen, das Thörigte und Unvernünftige an ihr, immer vor Augen zu haben, damit wir sie recht von Herzen hassen, und als Unserer durchaus unwürdig verabscheuen und vermeiden lernen; was jedoch schwer und nicht so leicht auszuführen ist, indem es ihr nie an Gründen zu ihrer Rechtfertigung fehlt, und die Welt ihr von jeher das Wort geredet, sie mehr gepriesen, als verdammt, und mit ihrem Gewande, Tugend und Frömmigkeit, ja die Weisheit selbst, geschmückt und ausgestattet hat.

Sie ist vorerst — was sie uns so gern besprechen möchte — nichts weniger als natürlich, und es ist weit ehrenvoller und rühmlicher, einen Trauerfall, oder sonst einen Verlust, mit Ruhe und Gelassenheit zu ertragen, und sich nicht dadurch aus seiner Fassung bringen zu lassen, als, anstatt den Stürmen des Lebens die Spitze zu bieten, sich von jedem rauhen Windchen gleich über den Haufen werfen zu lassen, in Thränen auszubrechen, das Schicksal

anzuklagen, und seinen Schmerz ohne Noth zu verlängern und auszudehnen, damit zu coſquettiren, ſich von ihm ſtöhren zu laſſen, und ihn zum Vorwand zu gebrauchen, nicht wieder zu ſeinen gewöhnlichen Verrichtungen, ſeiner vormaligen Heiterkeit, Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit zurück zu kehren.

Zum andern iſt eine zu weit getriebene Traurigkeit auch Beleidigung der Gottheit: denn wir klagen damit Gott an, daß er die Welt nach keinem beſſern Plane geſchaffen, und die Weſen in ihr ſo veränderlich und vergänglich gemacht habe: was doch keine geringe Vermehſenheit zu erkennen giebt. — Denn, kennen wir das Geſetz der Sterblichkeit — worüber beklagen wir uns? Iſt es uns aber nicht bekannt, ſo ſollten wir vor allen Dingen über unſern Unverſtand Klage führen, ein Geſetz überſehen zu haben, das uns aller Orten her ſo vernehmlich entgegen ſpricht! — Wir ſind nicht erſchaffen, die Weltordnung zu verbeſſern und Geſetze zu geben, ſondern uns den einmal beſthenden zu unterwerfen, und ihnen nachzuleben. Ihnen widerſtehen wollen, heißt ſich vorſehlich Qual bereiten. Wir ſollten uns vor

der Traurigkeit wie vor einem Hausfeinde hüten, der dadurch, daß er täglich um uns ist, um so mehr Gelegenheit hat, uns zu schaden. Auch verfährt sie gerade so heimtückisch mit uns, und stößt unter dem Vorwand, uns den Pfeil aus der Wunde zu ziehen, uns denselben ins Herz. Sie entmannt und entnervt uns, treibt uns in die Einsamkeit, und macht, daß wir die Menschen fliehen, als ob wir Verbrechen begangen, deren wir uns zu schämen hätten. Bei den Thraciern waren daher alle Trauerkleider weiblich zugeschnitten; und bei den Römern waren jene große Trauerbezeichnungen, die wir uns zu so hohen Ehren anrechnen, gänzlich verboten.

Noch mehr, als unser Aeußeres, wird unser Inneres durch übermäßige Traurigkeit und Niedergeschlagenheit verunstaltet und verleßt. Allzugroße Traurigkeit greift das Leben in seinen Wurzeln an, macht daß wir Ruhe und Heiterkeit, den Geschmack am Guten, so wie die Empfänglichkeit für's Gute verlieren, zu allem, was groß und edel ist, durchaus unfähig werden, und allen Vergnügungen den Rücken zukehren.

M i t l e i d.

Das Mitleid ist eine Abstufung der Traurigkeit, und macht uns, zu weit getrieben, ebenfalls weibisch, und zur Ausführung großer Dinge untüchtig; lähmt die Kraft des Geistes, und führt uns oft so weit, daß wir ungerecht genug sind, Bösewichtern von dem Richter mit Recht zuerkannte Bestrafungen zu tadeln.

F u r c h t.

Die letzte Feindin unserer Ruhe ist die Furcht. Ihre Qual besteht in einer beständigen Voraussicht möglicher Unglücksfälle. Ohne uns weder Ruhe noch Rast zu vergönnen, hält sie uns stets auf der Lauer, und läßt uns unser Heil in der Thorheit suchen, uns mit unsern verwandten Blicken, und nach allen Seiten hin, nach Nebeln und Unannehmlichkeiten in einem fort umzusehen. Um uns durch die Larven und Gespenster, die sie uns vor Augen bringt, in beständiger Angst zu erhalten, versperrt sie allem Lichte zu unserm Verstand den Zugang; so daß wir in immerwährender Besorgniß leben; ob es gleich nichts als Schattenbilder und selbst geschaf-

fene Träume sind, was uns quält. Dinge, die noch keine wirkliche Uebel sind, und nur den Anschein an sich tragen, es werden zu können, schafft sie, durch Hülfe unserer Einbildung, in die fürchterlichste Gestalten um, beredet uns, unsere Vorstellungen für wahre Uebel zu halten, und das, was bloß in unserer Einbildung sein Daseyn hat, von eben dem Bestand zu glauben, als wären es Ereignisse, die uns bereits betroffen hätten. Was uns quält, sind nichts als Truggestalten; was uns ängstigt, ist bloße Furcht, und würde uns das Leben nicht verbittern, wenn wir es nicht so haben wollten. — Unglückselige Leidenschaft, die eine so grausame Tyrannei an dem Menschen ausübt! Und nicht bloß an Wenigen: denn es gibt der Beispiele nur zu viele, daß Menschen aus bloßer Besorgniß, unglücklich zu werden es am Ende in allem Ernst geworden sind, und so ihre anfängliche Träumereien in wirkliches Elend verwandelt haben. Wie manches Band der Freundschaft ist durch nichts anders, als zu weit getriebenes Mißtrauen zerrissen worden. Wie viele sind nicht aus allzu großer Furcht, krank zu werden, wirklich erkranket? Die Besorgniß, in Armuth

zu gerathen, hat mehr als Einen dergestalt verzehrt, daß er dem Tode darüber nahe gekommen ist. Andere sind aus bloßer Furcht vor dem Tode wirklich gestorben. Und nicht selten laufen wir einem Uebel gerade dadurch in die Arme, daß wir uns allzusehr vor ihm fürchten; so daß wir in Wahrheit, uns vor nichts mehr fürchten sollten, als vor der Furcht selbst, die von allen Uebeln das ärgste ist. Alle übrigen hören mit der Zeit auf, uns unangenehme Empfindungen zu machen, gehen vorüber, und verändern ihre widrige Gestalt, wenn wir uns entweder an sie gewöhnt, oder die Quelle ihrer Entstehung verstopft haben. Die Furcht hingegen zieht ihre Nahrung sowohl aus dem, was nicht ist, als aus dem, was ist; ja selbst aus dem, was nie war, so wie noch öfter aus dem, was nie seyn wird, und sucht eine Ehre darinn, daß es ihr nie an Gründen fehle, sich neuer Uebel gewärtigen zu können.

Endlich erfüllt uns die Furcht nicht nur mit peinigenden Gefühlen, sie verderbt auch jede Lust, der wir ausserdem froh werden könnten. Eine grausame Feindin unserer Ruhe, verscheucht sie jedes Vergnügen von uns, und macht, daß wir,

mit traurigen Gedanken stets beschäftigt, uns nie eines Guts recht erfreuen, und seiner genießen können.

Verbittert uns die Furcht das Leben, bevor uns die Uebel erreichen; so stürzt sie uns in noch weit größere Gefahr, wenn sie uns erreicht haben, durch die Muthlosigkeit, die uns wegen des Ausgangs befällt. In unserer Angst verlieren wir den Kopf. Furcht und Erstaunen setzen uns außer Fassung; unentschlossen wissen wir nicht, wohin wir unsere Zuflucht nehmen, welche Mittel zu unserer Rettung wir ergreifen, ob wir der Gefahr entgegen gehen, oder vor ihr fliehen sollen. Die Noth, die wir vor Augen sehen, wird durch die größere Noth vermehrt, die ihr in unserer Einbildung nachfolgt, und die, obschon nur erdichtet, macht, daß wir die wenige Besinnung, die uns die wirklich drohende Gefahr übrig gelassen, völlig verlieren; indeß wir, weniger bestürzt, von der Furcht nicht so heftig angetrieben, und wenn unsere Einbildung uns die Gefahr nicht vergrößert hätte, fähig geblieben wären, mit Gelassenheit die nöthigen Maasregeln zu ergreifen, und wahr:

scheinlich Mittel gefunden haben würden, der Gefahr zu entkommen.



Nach diesen Bemerkungen über die Leidenschaften im Einzelnen, wollen wir zur Schätzung des menschlichen Lebens im Allgemeinen übergehen.

Es ist kein geringer Punkt, dasselbe gehörig zu würdigen; es weder zu kurz, noch zu lang zu finden; es recht gebrauchen zu wissen; sich weder zu viel noch zu wenig daran zu hängen; es weder zu gering noch zu hoch zu achten; es mit Bedacht zu erhalten, anzuwenden, und wenn es Zeit ist, es wieder zu verlassen. Keine Kunst ist uns nöthiger, ob wir gleich in keiner mehr zurück sind, und an ihrer Ausübung öfterer gehindert werden.

Der große Haufen schätzt das Leben fast immer zu hoch, ist allzusehr darein verliebt, und hat einen so großen Wohlgefallen daran, daß ihm keine Handlung zu niedrig scheint, wodurch er seine Tage zu verlängern hofft. Er zieht es allem Uebrigen in der Welt vor. Es genügt ihm

zu leben, nur um zu leben. Wenn er nur lebt, so ist er zufrieden.

Wenn dieses auf der einen Seite zu viel thun heißt; so heißt, das Leben gering schätzen und seiner aus Verkehrtheit und Bitterkeit nicht achten, auf der andern nicht genug thun; indem wir nicht voraus wissen können, wozu wir Alle das Leben gebrauchen, was wir uns und Andern dadurch nützen, und Gutes damit stiften können. Es ist nicht ausgemacht, daß es besser wäre, gar nicht geboren zu seyn, und daß wir wünschen sollten, sobald als möglich wieder vom Leben los zu kommen; oder daß es gleichviel wäre, auf der Welt einmal gelebt zu haben, oder nie darauf gewesen zu seyn. Unser Leben kann zu mancherlei Gutem Anlaß geben, welches ausserdem unterblieben, und folglich, nicht da gewesen zu seyn, ein Uebel wäre. Es heißt die Philosophie zu weit treiben, wenn man dem Ausspruch eines alten Weisen beipflichten und mit ihm behaupten wollte: „Das Leben sey ein Gut von einer so zweideutigen Beschaffenheit, daß wenn wir zum Voraus wissen könnten, worinn es besteht, wir uns weigern würden, es anzunehmen.“ — Denn es giebt ihrer auf

der andern Seite wieder so viele, die es für so ersprieslich halten, zu leben, daß wenn sie einmal angefangen haben, sich in der Welt umzusehen, sie dieselbe nicht wieder verlassen wollen. Der Weise hält die Mittelstraße. Er sieht ein, daß der Handel abgeschlossen ward, ohne ihn um seine Einwilligung zu befragen, und daß er, es mögen nun helle oder trübe Tage seiner warten, nicht mehr zurück kann. Darum ist er bemüht, seine Einrichtung zu treffen; hält sich an die Erfahrung, daß das Leben nicht immer währt; schickt sich in die Welt, so gut er kann; sucht es sich so bequem zu machen als es gehen will, so vergnügt zu seyn wie möglich — und stellt es übrigens der Vorsicht anheim, seine Tage nach Gutbefinden zu verlängern oder abzukürzen. So wie uns die Reihe traf, ins Leben gerufen zu werden, so bleibt auch die Zeit nicht aus, wo wir wieder abgerufen werden. Wohl uns, wenn uns der Tod, wenn das Leben nicht viel taugt, frühzeitig wieder daraus erlöst.

Viele Menschen beklagen sich über die Kürze des Lebens. Nicht nur der Pöbel führt dergleichen Klagen; wir hören manchen verständigen Mann dasselbe Lied anstimmen — und die Wahr:

heit zu gestehen, wenn wir erwägen, was der Schlaf, die Kindheit, was Unverstand und Thorheit, so viele unnütze und unnöthige Beschäftigungen, was endlich Alter und Krankheit davon wegnehmen, nicht so ganz ohne Grund. Allein was für Vortheile könnte uns ein längeres Leben gewähren, nur um zu leben? Bedarf es so vieler Zeit, blos um zu essen, zu schlafen, uns in der Welt herum zu tummeln, und Kinder zu erzeugen? Was wir in der Welt sehen können, dazu sind wenig Tage hinreichend. Und immer wieder von vorne anzufangen, was soll dabei heraus kommen? — Wenn wir uns das Leben zur Besserung dienen ließen, weiser, gerechter und verständiger zu werden suchten, und es nicht nur darzu gebrauchten, Haß und Zwietracht zu stiften, Andere anzuseinden, sie zu quälen und zu mißhandeln; so wär's ein anders. So aber, da uns das Leben nicht zufriedener, in uns selbst glücklicher, wohlwollender, und heiterer macht, blos den todten Haufen gelehrter Kenntnisse vergrößert — wozu dessen Verlängerung wünschen? — Will man einwenden: daß es Thiere giebt, denen mehrere Lebenstage gezählt sind; so berechtigt uns dieses keines:

wegs, auch für uns ein längeres Leben vom Schicksal zu fodern: denn wir haben weder ein Recht dazu, noch verdienen wir es — lasterhaft, undankbar, verschwenderisch, ausschweifend, boshaft, und heimtückisch, wie wir sind — daß unsere Bitte erhört werde. Oder glaubt ihr, die Natur bedürfte der saubern Erfindungen, die unser beschränkter Verstand ausheckt, und um derentwillen wir im Wahn stehen, es gebühre uns ein Vorzug vor den Thieren?

Nicht über die Kürze des menschlichen Lebens haben wir Klagen zu führen; wohl aber über uns, daß wir nicht besser damit wirthschaften — so verschwenderisch damit umgehen, und es so kurz machen. Wir schöpfen aus der Lebensquelle, als wäre sie nicht zu erschöpfen; verdrödeln das Leben, und halten so schlecht Haus damit, daß es ein Wunder ist, daß es zu so vielen Thorheiten, als wir damit treiben, zureicht, und uns nicht früher im Stich läßt. Entweder wenden wir's übel an, verwenden es auf gar nichts, oder gebrauchen es zu eiteln und unnützen Dingen. Die Kunst zu leben, studiret Niemand. Wir sind immerfort anderwärts beschäftigt; und doch erfordert

jede Wissenschaft, die wir erlernen wollen, daß wir ihr die gehörige Zeit widmen.

Anderer schieben es so lange auf des Lebens zu genießen, bis Alter und Unvermögen ihre Kraft gelähmt haben, bis es zu spät ist, zu genießen, und froh zu seyn. Den meisten entschlüpft das Leben unter den Händen, und der Tod überreilt sie, bevor sie ans Leben gedacht, und sich vorgenommen haben, einen Anfang damit zu machen.

Im Ganzen genommen, ist das Leben hier auf Erden eigentlich ein Uebergang zu einem bessern Leben. So wie es aber von den meisten geführt wird, ist es weiter nichts, als ein Gewebe von Irrthümern, Thorheiten und Unvernunften — ein Inbegriff von tausend sich widersprechenden Gelüsten, Neigungen und Gesinnungen, davon immer eine die andere verdrängt. Ein Uebel macht dem andern Platz; eine Verirrung folgt der andern; was uns umgiebt, zerrt an uns, neckt uns, treibt uns. Aus einem Unheil entsteht das andere; Verdruß und Unannehmlichkeiten folgen sich, wie eine Welle die andere schlägt; wir umfassen von den Dingen nichts als ihren Schatten!

Das Böse allein ist uns immer gegenwärtig, und erhält sich in unserm Andenken. Des Lebens Anfang ist Wahn und Irrthum; die Mitte Arbeit und Beschwerlichkeit; sein Ende Mühseligkeit, und zuletzt der Tod. — Jugend und Alter theilen es in zwei Theile. Viele preisen das Alter, um die Jugend zum Erndthen zu bringen, und erheben seine Weisheit, Mäßigung und Reife — aber ungerechterweise: denn das Alter trägt gewöhnlich weit lästigere Schwächen an sich, und beeinträchtigt Anderer Freuden weit öfter, als die Jugend. Es drückt der Seele eben so tiefe Furchen ein, und überzieht sie mit Runzeln, wie die Stirne. Je älter wir werden, desto mehr zerfallen wir, werden herber, und geneigter, uns zu ärgern und zu erzürnen. Das Alter ist eine Krankheit, der ein Heer von Gebrechen auf dem Fuße nachfolgt; ob sie uns gleich unmerklich beschleichen, und sich bei uns einnisten ohne daß wir sie wahrnehmen. Weit gefehlt, daß der dem Alter eigene Ueberdruß an der Gegenwart, und seine Abneigung gegen ehemalige Vergnügen, daß seine Krittelleien, und jenes Unvermögen, nicht mehr wie vormals hausen,

Handthieren und umherspringen zu können, — Weisheit genannt zu werden, und zum Beweis angeführt zu werden verdiente, daß wir von unsern Jugendfehlern geheilt sind, — hat uns, beim Lichte betrachtet, die Zunahme an Jahren mehrentheils, nicht sowohl besser gemacht, als uns blos dahin gebracht, unsere bisherigen Unvollkommenheiten gegen andere, und gewöhnlich schlimmere, zu vertauschen.

Das Alter zieht wider die Wollüste zu Feld, verschmäht und verdammt sie. Warum? Es kann dieselben nicht mehr genießen; es flieht nicht sowohl das Vergnügen, als daß das Vergnügen vor ihm flieht. Unvermögenheit sollte uns nicht zu falschen Urtheilen verleiten. Die Vergehungen der Jugend sind Folgen ihres heißen Blutes. Die Fehler, die sie sich zu Schulden kommen läßt, sind Vergessenheit, Unbedachtsamkeit, Uebereilung, Uebermaas und Ausschweifung — leichter zu entschuldigen, als die Fehler des Alters. Die gewöhnlichsten und vorzüglichsten dieser Fehler sind wohl Plauderhaftigkeit, langweiliges Gewäsch, Schwäche des Urtheils, übertriebene Einbildung von sich selbst, Aberglaube, ängstliche Sorge und Bekümmern

niß unbrauchbar gewordene Schätze aufzubewahren und zu erhalten; niedriger Geiz, und endlich eine kindische Furcht vor dem Tode — da es dem Alter eigen ist, vom Leben, als einer alten Gewohnheit, sich so leicht nicht, wie die Jugend, zu trennen. Die noch weniger zu entschuldigenden Fehler alter Leute sind Neid, Arglist, Härte und Ungerechtigkeit. Ausserdem macht sich das Alter noch durch den steifen Ton lächerlich, den es in der Absicht annimmt, sich dadurch in Achtung zu setzen, furchtbar zu machen, die Jugend zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit zu zwingen, die darüber heimlich ins Fäustchen lacht, sich darüber aufhält, nicht daran kehrt, ja um, sich an dem gebieterischen kalten und stolzen Wesen der Alten zu rächen, ihnen mit Fleiß die Wahrheit verdreht, und sie hinter's Licht führt, wo es nur immer angeht. Alte Leute haben so viele gegründete Ansprüche auf Anderer Nachsicht, sind so wenig im Stande, sich selbst fort zu helfen, es begegnet ihnen so leicht, sich zu irren, daß sie das Befehlen und die Hoffnung, Andern Furcht einzuflößen, ja aufgeben, und sich lediglich an

das halten sollten, was ihnen Liebe und Freundschaft zugestehen wollen.

Betrachten wir das Leben in gesellschaftlicher Hinsicht; so sind die nächsten Verhältnisse, in denen der Mensch steht: das eheliche Leben, die Abhängigkeit der Kinder von den Eltern, die bürgerliche Abhängigkeit, oder die Staatsbande, die wir uns gefallen lassen müssen.

Ist der Ehestand ein Gut oder ist er keins? Die Meinungen sind getheilt. Wir wollen die zuerst hören, die das eheliche Leben verwerfen, und es als dem Herzen und dem Geiste des Menschen unwürdig zu verschreien gesucht haben. Diese geben vor: Die Verbindlichkeiten, die uns die Ehe auflege, seyen zu groß; der freie Mann gerathe dadurch in eine zu lästige Gefangenschaft, und sey gehalten, sich fortwährend nach des Andern Meinung und Gemüthsart zu richten. Wolle es das Unglück, daß wir in unserer Wahl uns geirrt, und beim Kauf mehr Knochen als genießbares Fleisch davon getragen hätten; so wäre das nicht mehr zu ändern, und wir müßten uns entschließen, und es uns gefallen lassen, unser ganzes übriges Leben hindurch unser Geschick zu beseufzen,

so unbillig es auch sey, des Mißgriffs einer unglücklichen Stunde, und eines einzigen Fehlers wegen, den wir blos aus Uebereilung, oder wohl gar aus Ueberredung und um Andern gefällig zu seyn, begangen hätten, für immer zu Jammer und Elend verdammt zu seyn. Das könne uns weiter zu nichts helfen, und bliebe uns kein anderer Weg übrig, als uns entweder aufzuknüpfen, ins Meer zu stürzen — oder gelassen unsere liebe Hälfte so zu ertragen, wie sie uns das Loos beschieden habe. — zänfisch, auffahrend, eigensinnig, halsstarrig, verschwenderisch, pußsüchtig und eifersüchtig. —

Ein Anderer macht es noch ärger, und vergleicht die Verbindung eines verständigen Mannes mit einer Närrin, mit einer Strafe aus der Vorzeit, welche die Verbrecher darzu verdammt, bei lebendigem Leibe mit einer Leiche zusammengeschnürt zu werden, und so zu verwesen. Sie setzen hinzu: Große und seltene Menschen müßten durch den Ehestand nothwendig verderbt und stumpfen Geistes werden, da die Zeit, die sie ihrer Gattin, die Sorgfalt, die sie der Erziehung ihrer Kinder zu widmen verbunden wären, vereinigt mit den Sorgen

der Haushaltung und andern geringfügigen Dingen, den Geist erschlafe und von höhern Beschäftigungen abziehe; so daß wenigstens nur die Schwachen an Geiste zur Ehe gelassen werden sollten, die zu nichts besserem taugen, und denen es nichts verschlage, dem Fleisch zu leben und am Geist ärmer zu werden. Menschen edlerer Art hingegen sollten, zur Erhaltung ihrer Verstandskräfte, wie schon der Apostel gerathen, und wie wir es auch mit den Thieren zu halten pflegten, auf deren Schönheit und Stärke wir einen vorzüglichen Werth legten, sich des ehelichen Lebens enthalten, und untauglicher zur Betrachtung überirdischer Dinge zu seyn, einen höhern Flug zu nehmen, und sich über alles Irdische zu erheben, die Einsamkeit dem Ehestande vorziehen. — Einige, durch das Beispiel Augustins angetrieben, der, als er einst den Plan entwarf, mit einer Zahl auserlesener Freunde in die Einsamkeit zu entfliehen, sich aller weltlichen Sorgen um so besser entschlagen, und seine Zeit lediglich den himmlischen Angelegenheiten widmen zu können, — diesen Plan, durch die Weiber der Uebrigen davon abgehalten, bald wieder aufge-

ben mußte, — giengen so weit, daß sie behaupteten: Wenn die Männer der Weiber zu entbehren wüßten, so würden Engel vom Himmel hernieder steigen und ihren Umgang suchen.

Endlich habe der Ehestand auch den Nachtheil zur Folge, daß er uns vom Reisen abhalte, es sey nun, um selbst dadurch weiser zu werden, oder Andere zu belehren, wie sie es anzufangen hätten, weisere und bessere Menschen zu werden; so wie er zugleich Schuld daran sey, daß so manche große That unausgeführt bliebe, und für die Welt verloren ginge, weil wir träg und bequem geworden, und an Weib und Kindern zu viel hingen, um uns zusammen zu nehmen, und von unserm Heerde zu scheiden. — Ist es nicht Schade, sagen sie ferner, wenn ein Mann, der Fähigkeit und Seelenstärke genug besitzt, einen halben Welttheil zu regieren, seine Zeit damit hinbringt, eine Frau, und ein halb Duzend Kinder, in Ordnung zu halten? — weshalb auch schon ein Held aus dem Alterthum, als man ihn zu bereden suchte, sich zu vermählen, zur Antwort gegeben habe: er achte sich geboren, Männern zu gebieten, aber nicht dem Weibe;

Könige und Fürsten , aber nicht Kinder zu berathen.

Plato und andere Gesetzgeber , die dieses eingesehen , zugleich aber auch auf der andern Seite das Gute und die Vortheile des ehelichen Lebens nicht verkannt haben , die es dem Menschen zu gewähren fähig ist , wenn wir nicht so unbeständig , schwach und wankelmüthig und unzuverlässig wären , bei einem einmal gefaßten Entschluß fester zu beharren wüßten , standhafter , gerechter , und weniger von äussern Umständen abhängig waren , entwarfen daher allerlei Pläne zur Verbesserung des gegenseitigen Umgangs der beiden Geschlechter , die aber alle nicht Stich gehalten ; nicht ausführbar , und von kurzer Dauer gewesen sind. Die Unerfättlichkeit unserer Begierden , der ewige Widerspruch mit uns selbst , unser Unvermögen , eines Guts lange froh zu bleiben , seine Vorzüge einzusehen , und uns daran zu halten — dieß alles machte , daß die getroffenen Einrichtungen nur zu bald immer wieder scheiterten und ein Ende erreichten.

Sokrates war der einzige , der seine Partie zu nehmen und den Ehestand von einer günstigen Seite zu betrachten wußte , indem er den:

selben, der Dornen und Stacheln wegen, die in diesen Kranz von Rosen mit eingeflochten sind, für eine Schule der Uebung, und als ein Mittel zur Erlangung höherer Tugenden ansah, und der Meynung war: er habe die unermüdlische Geduld, so wie so viele andere Tugenden, die ihm auffer dem Hause und im öffentlichen Leben oft zu großem Vortheil gereichten, ganz allein der Uebung zu verdanken, in der ihn seine Frau zu Hause darin erhalte.

Im Grund hat es mit dem Ehestand, so wie er gewissermaßen wirklich als ein zweites Leben angesehen werden kann, die Beschaffenheit, die es mit dem Leben, im Ganzen genommen, hat, das ebenfalls gut oder schlimm ausfällt, je nachdem wir dasselbe zu gebrauchen wissen, je nachdem wirs treffen, und uns dabei benehmen, ist die Ehe ein Himmel oder eine Hölle auf Erden; ein Zustand der höchsten Glückseligkeit, oder ein immer wiederkehrendes, nie versiegendes Leiden; ein Leben voll Quaal, oder voll Genusses, Ruhe und inniger Zufriedenheit. Die Ehe besteht, so wie alle übrigen Dinge in der Welt, aus einer Zusammensetzung mehrerer Theile, die alle zusammen passen, und miteinander übereinstim-

men müssen, wenn das Ganze nichts Unvollkommenes, sondern etwas Gutes und Vortrefliches seyn soll. Hundert günstige Umstände müssen in dieser Absicht zusammentreffen. Allein eben daraus, daß eine gute Ehe etwas so Seltenes ist, können wir schließen, was eine gute Ehe für eine köstliche Sache seyn müsse. Nicht der Ehestand an sich ist ein Uebel — wir machen ihn dazu, durch unsere Unbeständigkeit, durch allzu große Forderungen und zu wenige Nachgiebigkeit. Uebrigens scheint die Ehe solchen Menschen am tauglichsten, die sanfter Gemüthsart sind; gefällig und Anmaßungslos, die wenig Willen haben, und sanftmüthigen Geistes sind. Unruhige Geister, Sprudelköpfe, die sich keine Ruhe gönnen, keinen Augenblick unbeschäftigt zu seyn wissen, die stets ausser sich leben, und unersättlich in ihren Begierden sind — für dergleichen Menschen ist der Ehestand nicht gemacht.

Eine andere Bewandniß hat es mit der Abhängigkeit der Kinder von ihren Eltern. In der Vorzeit gieng diese so weit, daß den Eltern das Recht über Leben und Tod ihrer Kinder zustand — was damit entschuldiget werden mag: daß, bei der natürlichen Neigung der Eltern zu

ihren Kindern, nicht zu besorgen steht, daß ein Vater leicht einen Mißbrauch von dieser Gewalt werde gemacht haben, indem Eltern ihren Kindern eher zu viel, als zu wenig nachzusehen pflegen. So viel lehrt die Erfahrung, daß gewöhnlich um so viel mehr Ordnung und Unterwürfigkeit unter die Gesetze in einem Staate herrschen, je größer die Ehrfurcht ist, die Kinder ihren Eltern beweisen, nach welcher sie ohne Widerrede gehorchen, und sich weniger selbst überlassen leben.

Das Dritte, was uns zu betrachten übrig bleibt, ist das Verhältniß der Unterthanen zu ihren Regenten. Die Abhängigkeit scheint anfangs nur allein von Seiten der Unterthanen Statt zu finden. Wenn wir aber die Lage Beider genauer gegen einander abwägen, so fällt es schwer zu entscheiden, ob der regierende oder gehorchende Theil besser daran sey. Krone und Scepter werden so hoch gepriesen, weil die Aufmerksamkeit davon nur das Gute der Welt vor Augen stellt; indes das Lästige und Beschwerliche inwendig verborgen bleibt, ohne durch das Gute hervor zu blicken. Zu dem wird das Glänzende und Blendende, was der Königswürde beiwohnt,

auch geflissentlich noch mehr erhöht, um dem großen Haufen, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, noch mehr Gehorsam einzulößen, ihn unterwürfig und folgsam zu erhalten. Denn, blickte er hindurch, und zöge der Purpur keine Scheidewand zwischen ihm und dem Thron; so würde er bald einsehen, daß Fürsten, wenn gleich ihren Thaten, wegen ihrer scheinbaren Größe und Wichtigkeit, höhere Ursachen zum Grunde zu liegen scheinen, nichts vor andern Menschen voraus haben, und durch eben so geringfügige Ursachen, als die Meisten von uns, zu handeln angetrieben werden. Was zwischen zwei Nachbarn eine Schlägerei zur Folge hat, erzeugt zwischen Fürsten einen Krieg. Unsere Hand fällt einem Bedienten schwer auf; ihr Arm verwüftet eine Provinz. Sie werden durch keine wichtigere Gründe als wir bestimmt. Nur daß ihre Uebereilungen, weil sie mehr Gewalt in Händen haben, größere Folgen nach sich ziehen. Die Mücke, so wie der Elephant, sind nicht in ihren Gelüsten, nur in der Art, wie sie dieselbe befriedigen, von einander verschieden. Zeichnen sich die Großen der Erde ja noch durch Etwas von den übrigen Erdensohnen aus; so mögte es darin

bestehen, daß, auffer den Schwachheiten und Gebrechen, die sie mit uns gemein haben, ihre Leidenschaften noch heftiger, als die unserigen sind, und daß sie, nächst den Fehlern, die ihrem Stand besonders eigen sind, in ihrem Stolz noch vermessener und anmaßender, unerschöpflich an Verdacht und Argwohn, und so gränzenlos habfüchtig und herrschbegierig sind, daß so leicht kein Strahl holdseligen Lächelns die düstern Wolken über ihren Augenbraunen aufzuhellen vermögend ist. Schon August, Mark Aurel, Pertinax und Diocletian, haben gezeigt, wie wenig beneidungswerth, und auf leerer Einbildung beruhend, die königliche Würde und die mit ihr verknüpften Vorzüge sind, die Fürsten so theuer bezahlen, und wogegen sie so viele wirkliche Unannehmlichkeiten, Beschwerden und lästiges Ceremoniel übernehmen und sich gefallen lassen müssen. Der Name **A l l e i n h e r r s c h e r** hat wohl etwas Hervorragendes und Glänzendes; die Würde des Monarchen aber ist sorgenvoll und mühselig. Ist es ehrenvoll, Andern zu befehlen, so ist dagegen auch wenig Ruhe und Freude bei der Herrschaft über Andere. Der Purpur ist ein glänzendes Elend, eine eh-

renvolle Dienstbarkeit; der Pallast ein vergoldeter Kerker. Der Schwierigkeiten, wohl zu regieren, sind so unzählig viele, daß, nach dem Ausspruch eines Alten, die Namen Vorwurfsfreier Fürsten sich füglich in einem einzigen kleinen Ring eingraben ließen. Und schon Tacitus behauptete: Vespasian sey der einzige ihm bekannte Kaiser, der sich auf dem Thron nicht verschlimmert hätte. — Uns selbst zu regieren und in Ordnung zu erhalten, ist schon so vielen Schwierigkeiten unterworfen: wie viel schwerer muß es nicht seyn, ein ganzes Volk im Gehorsam zu erhalten! Warlich, es ist leichter zu gehorchen, als zu befehlen — zu folgen, als voran zu gehen — leichter, einen schon gebahnten Weg zu betreten, als die Bahn erst zu brechen! — Anderer wegen verantwortlich zu seyn, erfordert mehr Anstrengung und Aufmerksamkeit, als nur von sich allein Rechenschaft zu geben. Hierzu kommt noch, daß das Recht, Andern zu befehlen, uns lächerlich macht, und unsere Blößen aufdeckt, wenn wir die, welche unsern Befehlen Gehorsam schuldig sind, nicht an Vorzügen übertreffen.

An wahren, eigentlichem Lebensgenuß stehen Könige dem großen Haufen gleichfalls nicht wenig nach; und es ist bei weitem nicht so, wie Viele glauben, daß ihnen, ihrer Schätze und Hoheit wegen, bessere und höhere Freuden als den übrigen Menschen zu Theil würden. Wahres Vergnügen erfordert, daß wir uns gänzlich selbst überlassen, und in uns selbst zurückziehen können. Allzuviel Glanz und zu großes Geräusch verträgt sich nicht mit dem Vergnügen. Es will unbelauscht, unausgespäht bleiben — verlangt Einsamkeit und trauliche Stille. Wo aber finden wir dieses alles weniger, als bei den Großen, denen es nie vergönnt ist, allein zu seyn und sich zu sammeln; die aller Orten, wo sie sich hinwenden, von neugierigen Forschern umgeben sind, die jeden ihrer Schritte belauschen, jeden ihrer Gedanken ausspähen? Endlich macht auch die allzugroße Leichtigkeit, womit die Großen jeden ihrer Gelüste zu befriedigen im Stande sind, und die Unterwürfigkeit, womit Alles zu ihren Füßen liegt, und den Nacken vor ihnen beugt, daß der größte Reiz des Vergnügens — Schwierigkeit und Seltenheit — für sie verloren gehet. Wer sich nicht Zeit läßt, bis ihn

dürstet, trinkt ohne Wohlgeschmack. Satttheit und Ueberdruß sind langweiliger als alles. Ueberfluß hindert uns weit öfter zu genießen, froh und glücklich zu seyn, als Mangel. Wir können selten von den Großen sagen, daß sie leben und genießen. Sie schlummern, verzehren sich in Unthätigkeit und Müßiggang.

Das Glück der Ehe ist ihnen eben so selten beschieden, als andere wahre Freuden. Der Privatmann wählt nach seinem Herzen: Fürsten haben wenig Auswahl; der Vortheil des Staats, und nicht ihr Herz, führt ihnen eine Gemahlin zu.

Ein anderes Glück, das nämlich, sich mit ihres Gleichen zu messen — mit andern zu wetteifern, sie zu übertreffen, und so die schönste aller Belohnungen für eine wohlgenügte Jugend, Zufriedenheit und Wohlgefallen an sich selber, davon zu tragen — dieß Glück, das höchste, was Leben und Daseyn aufzuweisen haben, geht für Könige und Fürsten ebenfalls verloren, indem ihnen nicht leicht Jemand die Stirne bietet, und im Wettlauf mit ihnen alle seine Kräfte anstrengt. Sie siegen, ohne gekämpft zu haben, und müssen es sich gefallen lassen, aus allzu großer Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, wie Kin-

der behandelt zu werden. Die einzige Wissenschaft, in der sie Meister werden, ist die Kunst, Pferde zuzureiten — weil diese nicht, wie die Menschen, ihnen in allem nachgeben, und sich führen und leiten lassen, ohne Widerstand zu bezeigen. Zu reisen, ist ihnen gleichfalls nicht vergönnt. Nichts sehen sie mit eignen Augen, und leben in einer wahren Gefangenschaft. Bis auf das, was sie in ihrem Leibstuhl zurück lassen, wird ihren Handlungen nachgespäht. Weßhalb auch Alexander den Vorzug beneidete, den die Esel in diesem Stück vor Königen voraus hätten. Dabei sind sie ohne Freund — denn Freundschaft erfordert Gleichheit — und entbehren des so süßen Lebensgenusses, in einem andern Selbst sich zu sonnen und zu spiegeln — sich geliebt zu wissen, und ihr Herz in vertraulicher Ergießung erleichtern zu können. Fehlt es ihnen nicht an Dienstleistungen; so kann doch ihr Herz wenig dadurch gerührt werden: Denn was für einen Werth können wir auf eine Gabe setzen, deren sich ein Anderer nicht weigern darf. Unterswürfig erblicken sie wohl ihre Höflinge um sich her versammelt; Freundschaft empfindet Niemand für sie. Was ihnen der große Hause

an Achtung beweist, ist kein Kennzeichen ihrer Würdigkeit. Herkommen und Gewohnheit ist die Veranlassung dazu, und schlechte Fürsten sehen sich von eben dem Pomp umgeben, der Gute verherrlicht. — Kaiser Julian sagte daher zu seinen Hofleuten, als sie seine Gerechtigkeit priesen: „Euer Lob würde mich stolz machen, wenn es von Männern ausgesprochen würde, die es eben so gut wagen dürften, meine Handlungen zu tadeln.“ — Endlich ist dem Fürsten auch nicht vergönnt, — was für den Staat oft so traurige Folgen hat — die Personen, mit denen sie sich zu berathen wünschten, nach eigenem Gefallen zu wählen, noch von der Wahrheit der Dinge sich durch sich selbst zu überzeugen. Bei all' ihrer Erhabenheit sind sie dergestalt abhängig vom hohen Adel, den Prinzen vom Hause, oder andern Personen, die mit dem Throne verwandt sind, daß es vergebliche und höchst gefährliche Versuche seyn würden, wenn es ihnen einfiel, dergleichen Personen aus der Armee oder aus ihrem Rathe entfernen zu wollen, um Andere von größern und vorzüglicheren Eigenschaften an die erledigte Stellen zu setzen. Sie herrschen bloß dem Namen nach; und könn-

nen es nicht hindern, daß eigentlich sie diejenigen sind, die sich unter das eiserne Joch der Nothwendigkeit schmiegen, und es sich gefallen lassen müssen, beherrscht zu werden. Sie hören nur mit den Ohren Anderer, sehen durch fremde Augen, und erfahren nichts von dem, was um sie vorgeht, als was ihren Günstlingen beliebt, zu ihrer Wissenschaft gelangen zu lassen. Die Werkzeuge, die sie in ihrer Gewalt haben, Erkundigungen einzuziehen, oder auf Andere zu wirken, bestehen aus einem Heer niedriger Schmeichler, falscher Ankläger, oder so seichter Köpfe, daß es besser um den Staat steht, wenn sie schweigen, als wenn sie ihrem Fürsten Vorschläge thun. — Dabei sind sie weit entfernt, sich der Freiheit des Willens rühmen zu können, deren Privatpersonen genießen. Jeden ihrer Schritte sind sie verbunden nach den Regeln des Ceremoniels abzumessen, und müssen, der Etikette wegen, die meisten ihrer Wünsche, selbst die unschuldigsten und unschädlichsten Neigungen, unbefriedigt lassen. Bei dem allen ist jede ihrer Handlungen dem Tadel der Welt bloß gestellt. Keinem machen sie's nach Wunsch; Jeder glaubt das Recht zu besitzen, ein Urtheil über sie zu

fällen — und, ohne sie zu beklagen, und zu erwägen, wie übel sie daran sind, ihre Handlungen zu zergliedern, und sie (sowohl wegen dem was sie thun, als wegen dem was sie nicht thun) zur Rechenschaft fordern zu dürfen. Ihre Gesinnungen mögen noch so rein seyn, nichts desto weniger werden ihnen sträfliche Absichten untergeschoben; oder der große Haufe, unfähig, die Kette der geheimen Beweggründe, die sie leiten, zu übersehen, beschuldigt sie des Unverständes, der Partheilichkeit und Unzulänglichkeit. Und für das alles leben sie in steter Gefahr und Besorgniß, ihr Leben auf eine gewaltsame Weise zu verlieren, und eines unnatürlichen Todes zu sterben. Von allen Seiten werden sie hintergangen, und lauern giftige Verläumder, wo nicht gar gedungene Mörder, ihnen auf. Ist ihr Leben schuldlos, so erndten sie keinen Lohn dafür; richten sie nach Strenge und Gerechtigkeit, so sind sie verhaßt. Je inniger sie ein Bedürfniß fühlen, sich Andern anzuvertrauen, um so mißlicher steht es mit ihnen, wenn sie es thun. — Wer mögte um diesen Preis auf einem Throne sitzen?

Und wie sind die Gemüther des Volks beschaffen, für das Fürsten sich solchergestalt hingeben, dem sie Ruhe, Glück und Lebensfreuden aufopfern? — Voll Wankelmuth, schwankend wie ein Rohr, ja beweglicher als die Meereswellen. Es billigt und mißbilligt, ergreift und verwirft in einer einzigen Stunde dieselbe Sache, läßt sich führen, wohin man es haben will, beschließt Krieg oder Friede, je nachdem es gesaunt ist. Ohne bei dem Anfang eines Kriegs das Ende davon zu bedenken, oder für den Frieden, aus Neigung zur Ruhe und Ordnung, zu stimmen, ist es allein sein Hang zur Neuheit und Veränderung, der ihm, wenn es Friede ist, den Krieg, und ist es Krieg, die Ruhe wünschenswerth macht. Die Drangsale des Kriegs machen, daß es sich nach Frieden sehnt; doch kaum ist Ruhe, Sicherheit des Eigenthums, Ordnung und Wohlstand wieder hergestellt, so empfindet der große Haufe Unlust, Langeweile und Mißbehagen.

Leichtgläubig, in jede Neuheit vernarrt, geneigt, alles und vornehmlich das Schlimmste gleich für wahr zu halten, ist das Volk stets zum Aufruhr geneigt. Keiner Beurtheilung

fähig, voll Ungeduld, heftig und aufbrausend, sind seine meisten Entschliessungen übereilt, thöricht und ungerecht. Vorurtheile, Wahn und Aberglaube, sind sein Gesetz. Den Schaafen gleich, folgt das Zweite dem Ersten, das Dritte dem Zweiten, und so immer Einer dem Andern nach. Neidisch, boshast, eifersüchtig auf Alle, die wohlhabender sind, oder durch Tugend und Verdienst über Andere hervorragen, finden wir den großen Haufen stets aufgelegt, jedem seiner Meynung nach Unterdrückten und Hintangesetzten beizuspringen, es sey recht oder unrecht, wenn er nur dabei absieht, Andern, die auf wahre Ehre halten und auf ihren Werth sich stützen, eins anhaben zu können; oft aus keiner andern Ursache, als weil es ihm verdrüsslich fällt, die Namen solcher Leute zu oft wiederhören, sie ihrer Rechtschaffenheit halber rühmen und preisen zu hören. Auf die Treue des großen Haufens sich zu verlassen, hieße eben so viel, als auf die Beharrlichkeit eines Kindes zählen, oder auf den Sand bauen zu wollen. Was ihm heute als recht einleuchtet, hat morgen — entweder des veränderten Interesse wegen, oder weil es andere Meynungen darüber ange-

hört — keinen Werth mehr in seinen Augen. Feig, niedergeschlagen und muthlos, wenn das Volk seinen Anführer verliert, murt es, ist widerspenstig, und sich wider die Befehle seiner Obern aufzulehnen geneigt, sobald Einer an seiner Spitze steht. Ein Feind der Ruhe und Ordnung, hängt es dem Ersten Besten an, der es aufzuwiegeln sucht. Bescheidenheit nennt es Blödigkeit; Klugheit hält es für Feigherzigkeit — während ihm Vermessenheit, Tollkühnheit und die Unternehmungen solcher Waghälse, die nichts zu verlieren haben, Kühnheit, Muth und Erhabenheit zu seyn dünken. Seine Leute sind die Tollköpfe. Ueberlegung, Besonnenheit und Rechtschaffenheit, weiß es nicht zu schätzen. Die Wohlfarth des Ganzen kümmert den gemeinen Menschen wenig. Was ihn regiert, ist sein Privatvortheil. Immer voll Unzufriedenheit, voll Hader und Murren wider die, so am Staatsruder sitzen, kennt er kein anderes Vergnügen, als in groben Tadel gegen seine Vorgesetzte auszubrechen, und alle wohlhabende und rechtliche Leute zu verdammnen und ihnen Böses nachzureden. Eben so unwissend als unverschämt, zum Lachen so wie zum Weinen gleich geneigt, immer

das Wort Freiheit im Munde, ist ers dennoch eben so wenig geschickt, dieselbe zu bewahren, und dies große Gut gehörig zu schätzen, als er geneigt ist, jedes Joch gleich zu zerbrechen, das ihm zu schwer ausliegt. — Unfähig, auf der Mittelstraße zu bleiben, das rechte Maas zu beobachten, und sich in den gehörigen Schranken zu halten, strebt das Volk entweder tyrannisch zu herrschen, oder seufzt sklavisch in Fesseln. Eine milde Regierung, eine gemäßigte Freiheit, weiß es nicht zu ertragen. Bald besorgt es zu viel, bald zu wenig. Wissen seine Regenten es nicht in Furcht zu erhalten, so hält es seine Vorgesetzte in Furcht. Taub gegen gute Worte, will es blos mit Strenge und Härte behandelt seyn. Gegen seine Wohlthäter ungerecht und undankbar — war das Loos der meisten Volksfreunde am Ende nichts anderes, als Verbannung aus ihrem Vaterlande, Verlust ihrer Güter, wo nicht gar öffentliche Hinrichtung und gewaltsame Beraubung des Lebens. Was gut und löblich ist, mißbilligt der rohe Haufen; was verkehrt und widersinnig ist, erhält seinen Beifall. Thöricht in seinen Beschlüssen, unbeständig in ihrer Ausführung, wankelmüthig und treulos, ist es

unmöglich, das Volk lange für sich eingenommen zu erhalten — ihm nicht trauen, ist Weisheit.

Laßt uns dieses erste Buch mit einigen flüchtigen Bemerkungen über Ehre, Wissenschaft und Reichthümer, schließen.

Ein Weiser that den Ausspruch: Derjenige verdiene am meisten geehrt zu werden, der in der Einsamkeit und in der Verborgenheit jederzeit so handle, als wenn aller Welt Augen auf ihn gerichtet wären — und allein durch sich selbst bewogen, und aus freier Wahl, der Tugend und dem Recht so getreu bleibe, als wenn er der Bestrafung der Gesetze ausgesetzt lebte, wofern er vom geraden Weg abweiche, und seinen Leidenschaften Gehör gebe. Und allerdings ist es schwerer, in der Verborgenheit gegen die Nebel des Lebens anzukämpfen, dieselben mit Würde zu ertragen, und von den Vorschriften der Tugend niemals abzuweichen, als auf dem Schauplatze der Welt, wo so viele Nebenabsichten dem Kämpfer Beistand leisten, keine Tugend unbemerkt bleibt, und dem, der sie ausübt, ausser dem Beifall seines Herzens, Ruhm und Ehre einträgt; obschon die Tugend an und für sich ehren

voll genug ist, fremden Beifalls nicht bedarf, und den Menschen in seinen eigenen Augen mehr erhebt, als bloße Ehre zu thun vermag; zumal, wenn sie grundlos zugetheilt wird, und unser Gewissen in das öffentliche Lob nicht mit einstimmt. Wahre Ehre besteht keineswegs in äußern Vorzügen, in der Begleitung hoher Aemter und Würden. Ehrwürdig ist ein Jeder, der dem wohl vorzustehen weiß, was ihm obliegt. Was uns aber am meisten obliegt, ist, daß wir verständig, weise, gerecht, gutmüthig, heiter und froh zu seyn suchen. Fremder Schmuck macht den Menschen, der sonst nichts aufzuweisen hat, zu keinem bessern Menschen, und es ist weit verdienstlicher, Auszeichnung verdient und sie nicht erhalten zu haben, als damit geschmückt zu seyn, ohne sie zu verdienen. Cato hielt es für weit ehrenvoller, daß durchreisende Fremde so oft ihre Verwunderung darüber bezeugten, daß ihm der Staat keine Bildsäule haben sehen lassen, als wenn sie gefragt hätten: warum ihm eine errichtet worden wäre? — Wissenschaften zu besitzen, ist ein anderer Vorzug, den der gebildete Mann vor dem Pöbel voraus hat. Die Hauptsache, worauf es aber dabei ankommt,

ist, daß wir einen guten Gebrauch von dem, was wir wissen, zu machen verstehen. Bald werden Kenntniß und Wissenschaft zu hoch, bald zu wenig geschätzt. Einige preisen Gelehrsamkeit und vieles Wissen, als das höchste Gut; ziehen es allem Uebrigen vor, und jagen ihm, als stamme es geradezu vom Himmel ab, mit rastlosem Eifer nach. Andere schätzen alles menschliche Wissen gering, und sind der Meynung: es lohne nicht der Mühe, sich darnach umzusehen. Rechtschaffenheit der Gesinnungen, Weisheit, Ehrlichkeit, Tugend, und vornehmlich Gesundheit, sind mir auch lieber, und ich ziehe den schlichten Menschenverstand, der uns lehrt, in die Welt uns zu finden, und mit unserm Schicksal zufrieden zu seyn, aller Gelehrsamkeit weit vor. Das eigentliche Geschäft der Gelehrsamkeit sollte übrigens darinn bestehen, uns zu belehren, wie wir's anzufangen haben, ein ruhiges und vergnügtes Leben zu führen, mit Verstand zu befehlen, mit Weisheit zu gehorchen, und am Ende das Leben ruhig wieder zurück zu geben.

Reichthum oder Armuth machen den dritten Unterschied unter den Menschen aus. In ihnen liegt der Grund aller Unordnungen, Verlezun-

gen der öffentlichen Ruhe und Verwüstungen. Allzugroßer Reichthum macht stolz und aufgeblasen, verleitet uns, Geringern mit Verachtung zu begegnen, und unser Leben durch Ausschweifungen zu verkürzen. Drückende Armuth erweckt Neid und Eifersucht gegen Begüterte, und bringt den Menschen nicht selten zur Verzweiflung. Welches von beiden, ob zu großer Reichthum, oder zu große Armuth, für einen Staat am gefährlichsten sey, darüber sind bisher die Meynungen der Gelehrten getheilt gewesen.

Nach Aristoteles sollte ein Staat zu verhindern suchen, daß seine Bürger nicht zu reich würden, indem die, welche nur zu leben verlangen, nicht so gefährlich sind, als die Reichen und Uebermüthigen. — Plato behauptete das Gegentheil, und hielt dafür, daß Arme am schwersten zu regieren seyen. — Andere, die beides mit einander zu vereinigen gesucht, rühmen die Gemeinschaft der Güter als das sicherste Mittel an, die Ruhe in einem Staate aufrecht zu erhalten. Ausserdem aber, daß dieser Vorschlag, wegen der ungleichen Hinterlassenschaften, unausführbar zu seyn scheint; so haben diese Herren auch vergessen, daß gerade unter

keiner Volksklasse mehr Neid, Haß und gegenseitige Feindschaft angetroffen wird, als eben unter Leuten, die sich an Geburt, Rang, Stand und Vermögen einander gleich sind. Eine wohl gegeneinander abgewogene Verschiedenheit der Stände erhält einen Staat weit sicherer im Gleichgewicht.

Z w e i t e s B u c h.

Das vorhergehende Buch war bestimmt, den Menschen auf sich selbst aufmerksam zu machen, damit er einsehen lerne, wo es ihm fehlt, (wors an es ihm gebricht), und was er zu thun habe, um weiser und glücklicher zu werden.

Es ist unbegreiflich, wie die wichtigste Angelegenheit des Menschen, sich selbst zu kennen, um dadurch fähiger zu werden, ein frohes und glückliches Leben zu führen, so wenigen Menschen am Herzen liegt. Alle verlangen nur zu leben; wie sie es anzufangen haben, daß das Leben gut ausfalle, das bekümmert sie nicht. Man unterrichtet die Jugend in Allem, nur nicht in der Kunst, mit sich und Andern zurecht zu kommen. Jeder sucht seine Kenntnisse zu erweitern — an das Wesentlichste von allem, durch Selbst:

Kenntniß weiser zu werden, daran denkt Niemand. Für weise gehalten zu werden, wünscht ein Jeder — es zu seyn, zu seinem Vortheil und wahren Nutzen zu seyn, das fällt Keinem bei. Der Ruf ist uns lieber als die Sache; der Schatten lieber als das Bild. Von der herrschenden Meynung angesteckt, folgen wir dem großen Haufen — wie der thut, thun auch wir; was er preist, das finden auch wir schön; streben es zu besitzen, und achten die wahren Güter dagegen für gering. Wir lassen uns vom Geiz, von der Ehr- und Ruhmsbegierde beherrschen — weiser zu werden, daran denken wir nicht. Einer steckt den Andern an; wir tummeln uns herum, ohne uns zu besinnen, ohne einmal still zu stehen und zuzusehen, ob wir auch des rechten Wegs nicht verfehlen. Wornach wir Andere ihre Arme ausstrecken sehen, das streben wir zu erhalten: was der große Haufe flieht, fliehen wir auch, und stoßen darüber nicht selten Güter von uns, die uns glücklich gemacht haben würden — um uns Freuden zu verschaffen, die uns elend machen.

Zur leichtern Uebersicht der Rathschläge, die dieses Buch enthält, jene Thorheiten abzulegen, weiser und glücklicher zu werden, ruhig und zufrieden zu leben, ist es in vier Abschnitte eingetheilt.

Im ersten wird von den Vorbereitungen zur Weisheit, nämlich von den Hindernissen gehandelt, die dem Zweck, weiser zu werden, im Wege stehen; welches äußerlich die Vorurtheile, Laster und Irthümer Anderer, die uns umgeben — innerlich aber unsere eigene Leidenschaften sind.

Der zweite Abschnitt giebt die Grundlagen zur Weisheit an, die in einer unbestechlichen Rechtschaffenheit und einem Leben bestehen, das nach einem überdachten Plane geführt wird, und ein unverrücktes Ziel vor Augen hat.

Der dritte beschreibt die Verrichtungen der Weisheit, ihre Geschäfte und Amtsverwaltungen, und handelt dem zufolge von der Frömmigkeit — der Beherrschung unserer Gedanken und Leidenschaften; von der Kunst uns in jedes Schicksal zu finden; der Unterwürfigkeit unter die Gesetze; der Verträglichkeit und Umgänglichkeit mit An-

dern; endlich von der Klugheit und Weltkenntniß.

Der vierte macht uns mit den Früchten der Weisheit bekannt, durch die wir dahin gelangen, den Tod nicht zu fürchten, stets heiter, fröhlich und guter Dinge zu seyn.

*

Wem es ernstlich darum zu thun ist, weise zu werden, der muß sich frühe vor zwei Dingen, — den im Schwange gehenden Irthümern, und seinen Leidenschaften — hüten: das heißt, sich vor der Welt und vor sich selbst in Acht nehmen. Wie nöthig dies sey, haben wir im ersten Buch einsehen gelernt. Ist dieser Punkt gewonnen, und haben wir den Grund zur Weisheit dadurch gelegt, daß wir die uns im Wege stehenden Hindernisse gehoben; so geht alles Uebrig um so leichter von statten. Im Umgang mit der Welt stoßen wir selten auf andere als irrige und verkehrte Begriffe; wie das von rohen und ungebildeten Menschen, die kein anderes Gesetz, als ihren Willen anerkennen, auch nicht anders zu erwarten steht. Die Meynungen des großen Haufens sind eitel, thöricht, vermessen,

boshaft, unbesonnen und unüberlegt. Die Weltereignisse gehdrig zu würdigen, und ein richtiges Urtheil über die Begebenheiten seiner Zeit zu fällen, ist den Wenigsten gegeben. Daher, wie schon gesagt, alle Weisen auch darin mit einander übereinkommen, daß sie uns vor einem so gefährlichen Umgang, als der Umgang mit der Welt ist, warnen, und uns zur Vorsicht und Behutsamkeit ermahnen. Die Beispiele, die uns die Welt täglich vor Augen bringt, sind zu ansteckend; es ist unmöglich, Versuchungen, die in zu großer Anzahl auf uns eindringen, in die Länge zu widerstehen, nicht von ihnen hinzerissen zu werden, und nicht mit dem großen Haufen zu denken und zu handeln, an den Rathschlägen desselben nicht Theil zu nehmen, uns mit ihm nicht einzulassen, und seine Denkungsart nicht zu der unserigen zu machen. „Schlimme Beispiele verderben gute Sitten.“ Der Umgang mit Geizigen lehrt uns den Geiz lieb gewinnen; der Verschwender macht, daß wir an der Verschwendung Wohlgefallen finden; durch die Gesellschaft von Weichlingen werden wir zur Weichlichkeit verführt; der Ueberfluß, in dem wir einen reichen Nachbar leben sehen, entzündet

det die Begierde nach Reichthümern in unserer Seele; freche Sitten hören in die Länge auf, uns zu mißfallen — nach und nach gewöhnen wir uns daran, und bilden uns darnach.

Einem längst betretenen Pfade zu folgen, ist so gemächlich; daß ihn so viele wandern, läßt vermuthen, daß er der kürzeste und sicherste seyn werde, der zum Ziel führt. Wir haben dabei nichts zu thun, als denen, die vor uns sind, nachzugehen, ohne uns bei mühsamen Nachforschungen zu verweilen, Erkundigungen einzuziehen, und beschwerliche Untersuchungen anzustellen. So wandern wir weiter, ohne Vernunft und Tugend zu Rath zu ziehen, bis wir mit der Menge in den Abgrund hinabstürzen.

Der vernünftige Mann bezweifelt um so strenger die Wahrheit und Richtigkeit einer Meinung, je allgemeiner er dieselbe verbreitet sieht; prüft, ehe er handelt, und läßt sich durch Herkommen und Gewohnheit in seinem Urtheil nicht irre machen. Ihm ist nur gut, was gut; nur wahr, was wahr ist. Die öffentliche Meinung hat auf die seinige keinen Einfluß. Er hält streng an dem, was Recht ist, und weicht nicht vom Pfade der Weisheit. Es ist eine schlechte

Empfehlung für eine Sache, und kein Grund für einen verständigen Mann, sie deswegen preiswürdig zu finden, weil die Welt sie dafür ausgiebt.

Phocion war hiervon so überzeugt, daß, als er einst die gesammte Volksmenge seinem Rath einstimmig beipflichten sah, er sich zu seinen Freunden kehrte und sie fragte: ob er etwas Verkehrtes und Unbilliges gerathen habe.

In der Einsamkeit, frei von dem Getümmel und dem Geräusche um uns her, gelingt es uns eher, auf die Aussprüche der Vernunft zu merken, ihnen Folge zu leisten, uns vor eiteln und widersinnigen Meynungen zu bewahren, und unsere Seele frei von Vorurtheilen und thörichten Einbildungen zu erhalten.

Das andere Hinderniß, in der Weisheit größere Fortschritte zu machen, sind, wie wir gesehen haben, unsere Leidenschaften, die uns Gewalt anthun, uns gefangen halten, und so ungestüm auf uns losstürmen, daß in unserm Gemüthe alles durcheinander läuft, und ein so arges Gedränge und eine so große Verwirrung in der Seele entsteht, daß die Vernunft den Zügel darüber verliert — die Lehren und Ermah-

nungen der Weisheit unser Ohr nicht mehr erreichen, und wir ohne Besonnenheit und Bewußtseyn handeln. Wie Morgen und Abend, so stehen Weisheit und Leidenschaft einander entgegen. Jene geleitet uns ruhig und bei friedlicher Stille durchs Leben, bewirkt eine Uebereinstimmung unserer Gedanken und Handlungen, läßt uns nach nichts streben, als was für uns erreichbar ist; fördert und befestiget alle gute Gesinnungen und Neigungen in uns, und macht uns sanft, friedfertig und nachgiebig. Diese, voll stolzer Vermessenheit, kennt keine Mäßigung, setzt jede Neigung in Flammen, und erhält uns in beständigen Fieberanfällen.

Wir haben schon im ersten Buche die Weisheit die Gesundheit der Seele genannt. Eine beständige Aufmerksamkeit auf uns selbst ist dieser Gesundheit nun zwar nicht wenig förderlich, und befestiget dieselbe; mehr als alles aber trägt ein glückliches Temperament dazu bei, in der Weisheit große und leichte Fortschritte zu machen, indem es heftigen Leidenschaften den Zugang zu uns verschließt, uns schon von Natur aus friedlich gesinnt, heiter, fröhlich und umgänglich macht, und, ohne daß es uns große

Anstrengung und Ueberwindung kostet, uns Kraft verleiht, unsere Handlungen nach den Vorschriften der Vernunft, und dem was schicklich und recht ist, einzurichten. Doch ein glückliches Temperament (geeigenschaftetes Gemüth) ist nicht sowohl ein Mittel, unsere Seele gesund zu erhalten, als es vielmehr die Gesundheit der Seele selbst ist.

*

Der vorzüglichsten Hülfsmittel wider die Leidenschaften sind vier.

Das erste, obschon nicht sehr empfehlenswerth, besteht in einer gewissen Stumpfheit der Sinne, und Schwäche der Empfindungen, so wie in einer glücklichen Unbekanntschaft mit dem, was um uns vorgeht. Werden Weisheit und Standhaftigkeit hierbei auch wenig geübt und gestärkt; so ist ein solcher Abgang an Erfahrung und Reizungen doch immer dem Seelenzustand vorzuziehen, worin wir das Böse vom Guten zwar unterscheiden, aber unsere Handlungen nicht darnach einrichten.

Das zweite Verwahrungsmittel gegen die Leidenschaften ist nicht viel besser, obschon von

allgemeinerem Gebrauche. Es besteht in der Kunst, eine Leidenschaft durch eine stärkere zu besiegen: denn selten stehen unsere Leidenschaften im Gleichgewicht gegen einander. Eine ist gewöhnlich vor den übrigen die herrschende, und es kommt mithin nur darauf an, daß wir der wenigst = schädlichen und gefährlichen die Oberherrschaft in unserer Seele verschaffen.

Das dritte Mittel, den Leidenschaften Abbruch zu thun, ist schon vernünftiger. Es gründet sich auf die Vorsicht, in Zeiten den Anlässen und Gelegenheiten zur Leidenschaftlichkeit auszuweichen, ihnen den Weg zu versperren, und den Zugang zu uns abzuschneiden; gleich jenem Könige, der, als ihm einst eine kostbare Urne zum Geschenk überreicht wurde, die ihm sehr wohlgefiel, dieselbe in Stücken zerbrach, um der Gelegenheit sich zu erzürnen, wenn sie dereinst ein Anderer zerbrechen sollte, dadurch vorzubeugen — nach dem Sprichwort: „Wer da weiß, daß er von zänkischer Gemüthsart ist, soll sich in Zeiten vorsehen, nicht in Händel zu gerathen.“ Denn wenn uns Zorn und Unwille einmal ergriffen haben, so hält es schwer, uns zu mäßigen. Anfangs sind wir's, die eine Sache leiten; ist sie

aber erst im Gange, so ist gewöhnlich an ihr die Reize, uns zu führen. Es ist weit leichter, einer Leidenschaft auszuweichen, als das gehörige Maas dabei zu beobachten. Jedes Ding ist zart bei seiner Entstehung; so wie es älter wird, nimmt es an Stärke und Herbe zu. Beim Erwachen einer Neigung träumt uns von keiner Gefahr, der wir späterhin nicht mehr entgegen können. Viele Tausende sind auf diese Art unglücklich geworden, und haben sich dadurch in Schande und Elend gestürzt, daß sie sich unbesonnener Weise in Handel verwickelten, und Reizungen überließen, die sie in der Folge selbst zwangen, zu falschen Zeugnissen, Bestechungen, Betrügereien und andern dergleichen Erniedrigungen ihre Zuflucht zu nehmen, nur um sich von den Verdrüßlichkeiten und Unannehmlichkeiten wieder zu befreien, die Uebereilung und Mangel an Vorsicht ihnen zugezogen. — Wie wir denn immer in die Klemme gerathen, wenn wir Fehler des Verstandes auf Kosten unseres Herzens wieder gutmachen sollen. Daher auch Bias schon den Rath ertheilet: was wir vorhaben, mit kaltem Blute zu überlegen, und nie erst bei der Ausführung uns dem Feuer der Be-

geisterung zu überlassen — und so, z. B., nicht, wie Kinder, es geschehe nun aus falscher Schaam, oder aus Unverstand, — Sachen zu versprechen, die uns hintennach, wo nicht unmöglich, doch so schwer zu erfüllen werden, daß uns keine Wahl übrig bleibt, als unglücklich zu seyn, oder meineidig zu werden.

Der vierte Rath, uns dadurch wider die Leidenschaften zu waffnen, daß wir nämlich einen unüberwindlichen Muth und eine feste Entschlossenheit in uns erwecken, dem, was Recht und Tugend von uns fordern, jederzeit Folge zu leisten — ist ohne Widerrede der beste. Nur dem Kämpfer, der dem Feinde mit ruhiger Fassung die Stirne geboten, und Handgemein mit ihm geworden ist, gebührt es, die Siegespalme davon zu tragen. Frühzeitige Selbstkenntniß, verbunden mit einer richtigen Prüfung des Werths oder Unwerths der Gegenstände unserer Begierden und Verabscheuungen, legen den Grund hierzu. Das sicherste Mittel, eine Leidenschaft zu überwinden, besteht darin, daß wir sie ihrem ganzen Umfang nach kennen lernen, und die Gewalt, die sie über uns hat, mit der vergleichen, die wir über sie haben.

Durchaus aber müssen wir, wenn es uns gelingen soll, den Leidenschaften einen Zügel anzulegen, von dem so gefährlichen Feind des menschlichen Verstandes, jenem Selbstdünkel und eingebildeten Wesen frei seyn, das uns beredet, die Aussprüche unserer Vernunft für untrüglich zu halten, und uns verleitet, unsern Meynungen einen so hohen Werth beizumessen, daß wir in ihre Richtigkeit nie einen Zweifel setzen. Wir können uns in keinen gefährlichern Händen befinden, als in den unserigen. Daher begann jener Spanier sein tägliches Morgengebet mit dem Ausruf: „O Gott, bewahre mich vor mir selber! —



Sind die Fesseln gelöst, worin Vorurtheil und Kurzsichtigkeit den großen Haufen verstrickt halten; so muß unsere nächste Sorge darauf gerichtet seyn, uns auch bei der erkämpften Freiheit zu bewahren. In Ansehung unserer Beurtheilungskraft besteht, wie wir schon gesehen, diese Freiheit darin, daß uns — der gewöhnlichen Schwachheiten keiner unterworfen — der Wahn und die Thorheiten, die den großen Haufen

necken und mit sich fortreißen, nichts anhaben können; daß wir uns nicht, gleich Stieren am Pfluge, blind vor sich her treiben lassen, wohin man uns führen will — jedem Vorgeben Glauben beimessen, und den herrschenden Vorurtheilen so sehr anhängen, daß wir nicht nur keinen Widerspruch dagegen anhören, sondern sie sogar dermaßen verehren, daß wir sie Andern mit Gewalt aufzudringen ein Recht zu haben vermeynen.

Wer den Vorschriften der Weisheit Folge leistet, läßt sein Urtheil dahin gestellt seyn, spricht nicht vorlaut über die Dinge ab, und ergreift nicht eher Parthei oder pflichtet keiner Meynung früher bei, als bis er dieselbe genau erwogen, und ihrem ganzen Inhalt und Umfang nach kennen gelernt hat.

Der Weise prüft, bevor er entscheidet; sagt nicht: es ist so — sondern: ich weiß es nicht, es kann seyn, es ist möglich, es scheint so.

Nichts ist größern Irrthümern unterworfen, als der menschliche Verstand. Wir bereuen, was wir kaum gethan, und thun dennoch wenig Stunden darauf dasselbe wieder. Eine Meynung, die wir gestern mit Hitze verfochten und durchzusetzen gesucht, nehmen wir heute wieder

zurück, und treten der entgegengesetzten bei. Wo wir uns gestern mißfielen, da gefallen wir uns heute, und freuen uns, ein Gut nicht erhalten zu haben, ohne das wir wenige Tage zuvor nicht leben zu können glaubten. Kaum haben wir eine Sache eingeleitet, so gehen wir wieder davon ab, und leiten sie anders ein. Unsere Entschlüsse sind unsern Hoffnungen gleich: sie wechseln mit den Tageszeiten — und dieß alles darum, weil wir in unserm Urtheil zu rasch, zu unüberlegt und vorschnell sind. Die meisten Verdrüßlichkeiten, in die wir gerathen, unsere Beunruhigungen und Bekümmernisse, fließen aus keiner andern Quelle. Stolz, Eigensinn, Ungehorsam, Aufruhr, Widerspenstigkeit, Empörung der Leidenschaften, Ungestüm, die Wuth, die Eifersucht, die Raserei der Liebe, Trostlosigkeit und Verzweiflung, haben keinen andern Ursprung. — Alle Weisen dachten darin einander gleich. Zu zweifeln, und in ihre Einsichten ein gerechtes Mißtrauen zu setzen, schien ihnen die klügste Parthei zu seyn, die Menschen ergreifen können. Die Ungewißheit war das Einzige, was ihnen gewiß zu seyn schien. Nur den Zweifel erklärten sie für zuverlässig. Ueber die Weltereignisse

nicht übereilt abzusprechen; sich über nichts zu verwundern und in Erstaunen zu gerathen; kein Gut übermäßig zu schätzen, kein Uebel allzusehr zu verabscheuen; seine Meynung hinzuhalten; durch nichts auffer Fassung zu gerathen, sondern sich stets gleich zu bleiben; ruhig, unerschüttert und ohne Fagen der Zukunft entgegen zu gehen — nannten die Eoischen Philosophen das höchste Gut. Wir nähern uns diesem schönen Ziel, wenn wir uns früh angewöhnen, kein Ding aus einem Gesichtspunkt allein zu betrachten; ohne uns jedoch von der Prüfung einzelner Gewohnheiten und Gebräuche zu viele Zeit wegzunehmen zu lassen, sondern stets das Ganze zu umfassen, und so, wie Sokrates, Weltbürger zu seyn, und an dem ganzen menschlichen Geschlechte mit unserer Liebe zu hängen.

Nichts ist thörichter, und verräth größern Unverstand, als zu verlangen, daß sich die ganze Welt nach uns richten, und nur das schön finden soll, was uns so vorkömmt. Jede Gewohnheit, die von der unsrigen abweicht, gleich zu verdammen, und allen Meynungen den Krieg zu erklären, die nicht mit unserm Dafürhalten übereinstimmen — ist eine Schwach-

heit und Kurzsichtigkeit, die vernünftigen Menschen zur Schande gereicht. Eine nähere Bekanntschaft mit der Welt, und der Verschiedenheit so vieler vor uns bestandenen Meynungen über die Entstehung des Ganzen, und den Grundstoff der Wesen, heilt uns von dieser Thorheit am leichtesten. Wir werden dadurch überzeugt, wie eingeschränkt der menschliche Verstand überhaupt ist; wie viele Irrthümer die thörichte Vorliebe zu unsern Meynungen und eingebildeten Einsichten von jeher ausgeheckt; hören auf, in die Aussprüche unserer Vernunft ein unbedingtes Vertrauen zu setzen; nehmen uns keiner Sache mehr zu eifrig an; lassen uns durch nichts in Verwunderung setzen; verschwören nichts; beunruhigen uns über nichts; lassen uns den Gang der Welt gefallen wie er ist; und sind nur einzig und allein darauf bedacht, einmal nicht zu vermeidende Uebel durch Furcht und übertriebene Besorgnisse nicht zu vergrößern.

Die andere Stufe der Freiheit, auf der wir uns zu erhalten suchen müssen, betrifft unser Begehrungsvermögen. Wenn wir unsern Begierden keine Schranken setzen, uns jeder Neigung überlassen, in unsern Wünschen keine Aus-

wahl treffen, und die wenigen, die wir uns für erlaubt halten, nicht mit Gelassenheit und dem Gedanken verfolgen, daß sie eben sowohl fehlschlagen, als in Erfüllung gehen können; so sehnen wir uns vergeblich nach Ruhe.

*

Es ist hier der Ort, zwei allgemein verbreitete Meynungen einer nähern Prüfung zu unterwerfen.

Die eine besteht in der Behauptung: daß wir nicht nur unsern Privatvortheil dem allgemeinen Besten jederzeit aufzuopfern, sondern auch stets dazu bereit seyn sollen, den Nutzen eines jeden einzelnen Glieds der Gesellschaft dem unserigen vorzuziehen — und zwar ohne zu zögern, und mit Nachdruck; — ja, nach der zweiten Behauptung, mit Eifer und Begeisterung. — Wer das Erste zu thun unterläßt, wird der Härte und Unmenschlichkeit beschuldigt; so wie der, welcher der zweiten Meynung zuwider handelt, in der Freundschaft für kalt, und ihrer für unfähig gehalten wird.

Beide Behauptungen sind von jeher als unverwerfliche Wahrheiten gepriesen worden; es

rühre nun daher, daß man es für nöthig hielt, den Menschen von sich abzuziehen, und seiner Selbstliebe eine andere Richtung zu geben — oder weil die, so am Ruder sitzen, die Wahrheit gerne entstellen, und die Dinge nicht immer so hinstellen, wie sie sind, sondern wie es ihrem Vortheil am angemessensten ist. Dem sey wie ihm wolle — die Erfahrung belehrt uns, wie vieles Unheil dergleichen Behauptungen, unrecht verstanden, über die Menschheit verbreitet, zu wie vielen Schwachheiten, Thorheiten, unnützen Bekümmernissen, Beschwerden und Mühseligkeiten sie Anlaß gegeben haben: indem nicht Wenige dadurch bewogen worden sind, an jedem Vorfall gleich Theil zu nehmen, sich in alles gemischt haben, und aus übertriebenem Eifer, Andern zu dienen, auf Kosten der Freiheit und Unbefangenheit ihres Geistes, von Andern dergestalt abhängig geworden sind, daß alle Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit ihrer Seele verloren gieng — kein freier Gedanke ihre Vernunft mehr aufhellte, noch ihnen den Unverstand, und die Schwachheit, dem großen Haufen blindlings Folge zu leisten, und sich nach der Mode und der Meynung des Pöbels in

allen Stücken zu richten, anschaulich gemacht hätte.

Es ist in unserm Innern so vieles zu verbessern, und gut zu machen, daß wir keine Zeit übrig haben, uns in fremde Angelegenheiten zu mischen, und gar nicht wohl daran thun, die Kräfte, Neigungen und Gedanken anderwärts zu verschwenden, die wir so nöthig haben, uns selbst zu berathen, damit Haus zu halten, uns zu leiten, und von Thorheiten abzuhalten. Geld und Gut möchten wir allenfalls noch an Andere verschwenden; nur unser Bestes, unsere Zeit, und uns selbst, nicht. Doch die Großen brauchen dergleichen Menschen, die sich selbst vergessen, um sich ihrem Dienst zu widmen, und den Angelegenheiten ihrer Herren so eifrig vorzustehen, daß von den andern keine Rede weiter ist; Menschen, die nicht mit sich selbst zu leben, sich an sich selbst anzuschließen, und bei sich auszuhalten wissen. Auch wenden sie alle Mittel an, dergleichen Leute zu haschen, und durch Versprechungen an sich zu locken. Der Weise sieht sich vor und steht auf seiner Huth. Wer anders handelt, und sich den Großen hingiebt, handelt thöricht, verliert seine Freiheit, und hört, wie

gesagt, auf, fähig zu seyn, ein richtiges Urtheil zu fällen, und die bessern Güter zu schätzen, deren Besitz dem Menschen allein Ruhe und Zufriedenheit zu gewähren vermag. Wir haben mit uns so viel zu thun, daß es thöricht ist, unser Herz im Stich zu lassen, und bei Andern Dienste zu suchen. Uns selbst getreu zu bleiben, darnach laßt uns streben. Wer um Andern gefällig zu seyn, seine eigene Angelegenheiten vernachlässiget, und darüber ruhig und vergnügt zu leben versäumt, schlägt den unrechten Weg ein. Wer klug seyn will, der besasse sich nur mit wenig und keinen andern als solchen Dingen, die durchaus gerecht und vernünftig sind.

Ueber das schadet auch der zu große Eifer, womit dergleichen Leute, die sich selbst nicht zu leben und sich anzugehören verstehen, Anderer Angelegenheiten so gerne auffassen, der Sache, die sie zu fördern suchen, gewöhnlich weit mehr, als daß sie ihren Freunden dadurch nützlich würden: indem sie darüber der rechten Mittel verfehlen; nicht überlegt und besonnen genug handeln; sich über die Hindernisse, die ihren Absichten im Wege stehen, zu leicht entrüsten; dem

Erfolg nicht gelassen entgegen sehen; und diejenigen, so ihnen so zur Erreichung ihrer Wünsche förderlich seyn könnten, mehrentheils durch Ungeduld, Mißmuth, üble Laune, und ungerechten Argwohn, von sich entfernen. — Wer sein Ziel nicht verfehlen will, der muß sich stets gleich bleiben, nichts übereilen, sich keine Mühe verdrüßen lassen, nicht ungeduldig werden, noch zu rasch vorwärts streben. Was zu thun nöthig ist, und nicht umgangen werden kann, muß er gemächlich und mit Behaglichkeit verrichten — nicht alles gleich abthun wollen, sondern die rechte und beste Zeit darzu abwarten, und was heute nicht vollführt werden kann, auf morgen verschieben. Zu große Hestigkeit macht uns durchaus unfähig, jederzeit den rechten Gesichtspunkt zu treffen; sie verleitet uns zu Fehlschlüssen — macht, daß wir Andere, sobald sie nicht zu unserer Parthei gehören, ungerecht behandeln, ihre Irrthümer für Bosheiten erklären, und, wenn wir sehen, daß sie einer andern Meynung anhängen, flugs für entschieden annehmen, daß sie uns übel wollen, über sie absprechen, und ihren Untergang beschließen. — Es ist verzeihlich, wenn eine Leidenschaft unsern Willen mit

sich fortreißt; das aber ist zu viel, wenn sie uns auch um Vernunft und Ueberlegung bringt, und zu Ungerechtigkeiten gegen Andere verleitet. — Wir sind hier, um uns verständig und gerecht zu beweisen, um uns bei Ruhe und Friede zu erhalten, uns Beistand zu leisten, zu berathen, und ein vergnügtes Leben zu führen. Leihen mögen wir Andern wohl unsere Zeit; aber nicht ihnen dieselbe ganz überlassen. — Handhaben können wir fremde Angelegenheiten; sie aber so sehr zu Herzen nehmen, und uns damit zu befassen, daß wir unsere eigene darüber vernachlässigen — ist Thorheit. Es mag geschehen, daß wir Andern in ihrer Noth beispringen, wenn wir Zeit übrig haben; nie aber ist es billig, uns so viel aufzuladen, noch uns so tief in fremde Dinge einzulassen, daß wir darüber zu Grunde gehen.

Nicht, als ob der Weise sich zu gar keinen Dienstleistungen verstehen, seine Zeit und sich selbst nicht der Freundschaft und dem gemeinen Besten widmen dürfe — wer wollte das behaupten! — Da es uns zum Vortheil gereicht, Andere uns zugethan zu sehen, ihrer Zuneigung, ihres Beifalls und ihres Beistandes in der Noth

versichert leben zu können; so ist es ganz vernünftig, uns gegen Andere ebenfalls gefällig zu erweisen, ihrer Noth abzuhelpfen, ihnen beizuspringen und hülfreiche Hand zu leisten. Allein es ist nothwendig, daß wir mit Klugheit und Vorsicht dabei zu Werke gehen; nicht gleich den ersten und nächsten Anlaß ergreifen, und uns hauptsächlich nur in solche Dinge mischen, die es zu verfechten gerecht und löblich ist; daß wir den Ausgang einer jeden Unternehmung ruhig abwarten, wenig fordern, noch weniger erwarten, und was wir wünschen und beabsichtigen, mit Mäßigung verfolgen. Was Pflicht und Vernunft gebieten, müssen wir zwar zu thun bereit seyn, jedoch ohne uns dabei zu übereilen, in Hitze zu gerathen, zu raschen Schritten zu gehen, und Ruhe und Gesundheit dabei auf's Spiel zu setzen. Es ist ganz und gar nicht erforderlich, stets so gespannt und voll Eifer zu seyn; ja die meisten Dinge gelingen nur um so besser, je ruhiger und gelassener wir dabei zu Werke gehen, je weniger Lärmens und Aufhebens wir dabei machen. Wie mancher harmt sich nicht über den Ausgang eines Kriegs so sehr ab, daß er alle Munterkeit und Heiterkeit darüber verliert, ob

er gleich oft hundert Meilwegs vom Krieges-
schauplatz entfernt lebt! — während der Krie-
ger, von dem es ungewiß ist, ob die nächste
Kugel seinem Leben nicht ein Ziel setze, ruhig auf
den Feind losgeht.

Unser Leben, und wir selbst, sind gänzlich
von den Dingen verschieden, die durch uns be-
wirkt werden sollen — von den Aemtern und
Ehrenstellen, die wir begleiten. Wir müssen
das Hemd von der Haut unterscheiden. Was
uns obliegt, was unsers Berufes ist, und nach
den einmal bestehenden Einrichtungen nicht un-
gethan bleiben kann, wird der Weise sich nicht
zu thun weigern; doch ohne einen großen Werth
darauf zu legen, das Kindische dabei zu überse-
hen, und heimlich darüber zu lachen. Es ist nun ein-
mal so, und es wäre Thorheit, gegen den Stroh-
schwimmen zu wollen. Wir müssen die Welt
nehmen, und sie gebrauchen, wie sie ist — ob-
gleich die wenigsten der alltäglichen Verfallenhei-
ten mit unsern Privatangelegenheiten in unzer-
trennlicher Verbindung stehen, sondern meist
etwas anders, uns fremdes, von uns selbst
und unserm Seyn ganz verschiedenes sind. Von
diesem sind wir allein Rechenschaft zu geben

schuldig. Etwas mögen wir jenen Dingen wohl von unserm Leben gönnen; nur dürfen wir uns ihnen nicht ganz überlassen, noch uns so sehr damit befassen, daß wir keine Zeit zum Umgang mit uns selbst übrig behalten. Uns in uns selbst zurückzuziehen, und — sollte uns das Schicksal keinen Freund vergönnt haben, dem wir uns anvertrauen und uns mittheilen könnten — es zu verstehen, unser Herz gegen uns selbst auszuschütten, dies bleibt die Hauptsache.

*

Ist es uns endlich durch jene Vorkehrungen gelungen, in der Weisheit sichere Fortschritte zu thun, so liegt uns sofort ob, ihren weiteren Geboten nachzuleben, von unbestechlicher Rechtsschaffenheit zu seyn, und uns stets wahrhaft, gerecht und billig zu beweisen — nur nicht dem Schein nach, und daß wir bloß die Maske von der Gerechtigkeit entlehnen, oder, was so oft der Fall ist, aus gerade entgegengesetzten Ursachen, aus Unvermögen anders zu handeln, oder durch eine geheime, unsern neuen Hang überwiegende ältere Leidenschaft abgehalten: — So wie z. B. Keuschheit, Enthaltbarkeit und Maß-

figung oft aus bloßer körperlicher Schwäche — Gleichmuth im Unglück, Muth in der Gefahr, ja Verachtung des Todes selbst, aus Stumpf-
sinn, Kurzsichtigkeit, oder einer zu schwachen
Beurtheilungskraft — Milde und Freigebigkeit
aus Ehrgeiz — Häuslichkeit und Sparsamkeit
aus Hang zum Geldgeize — oder Vorsicht aus
Furchtsamkeit, entspringen; wie denn die meis-
ten menschlichen Handlungen, wenn sie das
innere Wesen der Tugend nicht besitzen, bloßer
Schein sind, und höchstens des Vortheils we-
gen, den Andere dabei finden, gepriesen zu
werden verdienen. Dem Handelnden kommt
davon nichts zu gut; was ihn geleitet, waren
Gewohnheit, Landessitte, wo nicht gar die Hoff-
nung des Gewinnstes, oder die Begierde be-
wundert zu werden.

Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit,
berühren sich in ihren Gränzen. Selten han-
delt der Mensch aus freiem Antriebe, und ver-
richtet eine große That durch sich selbst, und
aus reinem Wohlgefallen am Guten darzu be-
stimmt. Nichts ist so großen Schwierigkeiten
unterworfen, als, die Rechtschaffenheit eines
Menschen, die Keinheit und Lauterkeit seiner

Gefinnungen, nach seinen Handlungen abzuwägen. Wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, zu irren, so müssen unsere Blicke tiefer eingehen; denn es begegnet bösen Menschen zuweilen, die trefflichste Handlungen zu verrichten. Und Beide, die Guten, so wie die Bösen, sind sich darin einander gleich, daß Jeder dem, was er für böse hält, auszuweichen sucht. Es kommt darauf an, daß wir die geheimen Triebfedern einsehen, die einen Menschen zu handeln bewegt haben. Die Handlung allein entscheidet so wenig, als ihr Erfolg.

Was die Welt mit dem Namen der Rechtschaffenheit bezeichnet, ist oft ganz etwas anders — wird durch Gewohnheit, durch Beispiel, durch Furchtsamkeit und Aengstlichkeit erzeugt — hat seinen Grund in den Landesgebräuchen, in besondern Religionsmeynungen; oder ist die Folge einer besondern Zartheit der Empfindungen — fließt aus Schwachheit und Unvermögen her, anders zu handeln, aus einem durch zufälligen äußern Stoff erweckten Trieb oder Wetteifer — hat weder immer Selbstständigkeit, noch Gleichförmigkeit in Aeußerung und Anwendung — richtet sich nach Zeit und Umständen,

und ist daher, so wie diese, wandelbar und unzuverlässig. Die wenigsten Menschen sind wesentlich gut — Zufall, Gelegenheit, äussere Umstände und Anlässe machen sie erst darzu. Keiner wird das zwar so leicht zugeben, und von sich eingestehen; die Ungleichheit und Verschiedenheit der Gesinnungen, die wir bei so Vielen wahrnehmen, geben es jedoch sattfam zu erkennen. Jeden Tag kommt eine andere Meinung zum Vorschein. Was den Menschen heut zu einer Handlung bewog, ist morgen schon wieder aus seiner Seele verschwunden. Bald urtheilen wir so, bald anders; bald halten wir die Zügel zu streng an, bald lassen wir sie zu viel schießen, je nachdem die Umstände sich um uns her verändern, schwächer oder stärker auf uns andringen, und uns vor sich her treiben.

Die Rechtschaffenheit und Reinheit der Gesinnungen, die des Weisen Brust belebt, hält gleichen Schritt, ist stets mit sich übereinstimmend, und frei von Nebenrückichten. Ihr Antlitz ist heiter, ihr Blick hell, ihre Geberde frei und ungebunden; sie sieht weder vor noch hinter sich. Was um sie vorgeht, hat keinen

Einfluß auf sie; Die Umstände an ihrer Seite können sich verändern, sie selbst verändert sich nie — ihre Absicht bleibt dieselbe, ihr Ziel steht unverrückt. Was sie einmal beschlossen, steht unveränderlich fest. Der Wille eines solchen Menschen erhält hinfort keine andere Einwirkungen. Was ihm zum Grunde liegt, sind die ewigen, unabänderlichen Gesetze der Natur — jene Klarheit, die alle Menschen erleuchtet, jene feste Richtschnur, die alle Völker anerkennen, deren Verstand und Wille noch unverdorben ist. Der wahrhaft Rechtschaffene hört auf keinen andern Zuruf, als den seines Gewissens. Sein Herz allein beräth ihn; denn in seiner Brust wohnt die ewige Wahrheit, rein und unverfälscht, so wie der Himmel sie über gute Menschen ausgießt. Zufall und Umstände haben keinen Einfluß auf seine Entscheidung; sich selbst stets gleich, bleibt unter allen Vorfällen, die ihn betreffen, die Richtung, der er folgt, immer dieselbe. Er hängt dem, was Recht ist, keinen Tag weniger, als den andern an. Zeit und Ort können seinem Gleichmuth nichts anhaben seine Beschlüsse sind unabänderlich. Er bedarf keines andern Begweisers, als der Stimme, die in seinem Innern laut und vernehmlich

spricht — da er seine Ohren noch nie vor ihr verschlossen, und ihren Rath in den Wind geschlagen. Ihm heißt, der Natur folgen: den ewigen Gesetzen der Vernunft und Billigkeit nachleben, denen die Vorsicht den Stempel unverkennbarer Wahrheit aufgedrückt hat, die allen Menschen mit dem Leben eingehaucht sind, den Keim aller Gesetze, den Grundstoff aller Tugenden enthalten, und die Regeln in sich fassen, die wir nicht ausser Acht lassen können, ohne auf Irrwege zu gerathen, und unglücklich zu werden.

Hier ist die Quelle, aus der wir allein schöpfen sollten. Wenn wir dem nachkommen, was uns die Natur anrath, so sind wir geborgen, bedürfen keines höhern Unterrichts, können jeder andern Wissenschaft entbehren, und haben, wenn wir nur recht auf sie merken, sie in uns entwickeln und enthüllen wollen, nicht nothwendig, anderwärts um Beistand zu betteln. Um ein glückliches und vergnügtes Leben zu führen, ist es keineswegs erforderlich, daß wir gelehrten Männern den Hof machen, und uns um die Brosamen bewerben, die von ihrem Tische fallen — daß wir vornehme und gelehr-

te Leute zu werden trachten. So lange wir der Natur und uns selbst treu bleiben, sind wir reich genug, und haben keinen Mangel zu besorgen. In unserer Brust sind alle Regeln eingeschlossen, denen wir zu folgen haben; unser Gewissen ist mit jeder Ermahnung versehen, der wir auf unserer Reise durchs Leben bedürfen. So wie denn Tausende, ohne sich so ängstlich nach fremdem Rath umzusehen, ein höchst glückliches und gemächliches Leben geführt, Armuth und Dürftigkeit, und so viele andere Drangsale, ja den Tod selbst, ohne vieles Zagen, bestanden — sich leichter darin zu finden und sich mehr gleich zu bleiben gewußt haben, als so mancher Gelehrter. Wir dürfen uns nur genauer umsehen; und die Hütte des Landmannes wird uns mehr Beispiele von ruhiger Fassung und Ergebenheit im Leiden, von Geduld und Ausdauern, von Gleichmuth, Selbstständigkeit und Gelassenheit liefern, als die Studierstube. Und dieses alles, weil der gemeine Mann nicht gewohnt ist, von den Unfällen, die ihn betreffen, so viel Aufhebens zu machen, ihrer Grundursache nachzuspüren, sich damit zu beschäftigen, und, seiner vermeintlichen

Wichtigkeit halber, darwider aufzulehnen. Der Landmann trägt seine Leiden in Geduld, hält sie, ohne sich darüber zu ereifern, noch darwider zu murren, für höhere Fügungen, und unterwirft sich ihnen mit Gelassenheit. Diesem Beispiel laßt uns nachahmen. Wir fahren besser dabei, wider Unfälle, die uns betreffen, bei uns selbst Rath einzuholen, als, so wie wir thun, vor fremden Thüren anzuklopfen. Doch wir achten die Dinge, und so auch die Berathungen, die wir uns selbst zu ertheilen fähig sind, nicht nach ihrem innern Werth und Gehalt, sondern nach dem Urtheil, das die Welt in ihrer Thorheit darüber zu fällen beliebt; stoßen in unserer Einsicht die Hülfe von uns, die uns die mitleidige Natur anbietet, und verachten den treugemeynten Rath unsers Gewissens, um uns nach hochklingenden Aussprüchen vermessener Thoren zu richten, die in ihrem Dünkel klüger zu seyn vermeynen, als der Künstler, der sie geformt hat. Wir ziehen am hellen Mittag die Vorhänge zu, um Lichter anzuzünden. Und noch nicht genug, daß wir vor der Stimme der Natur und ihren Berathungen die Ohren verschließen — wir suchen die arme Natur, die

es so gut mit uns meynt, noch obendrein durch jenes Unwesen zu verdrängen, das die feine Welt Lebensart nennt, und ob es gleich ihr Nachwerk ist, für natürlicher, als die Natur selbst hält. Um es gegen diesen falschen Götzen nicht an schuldiger Ehrfurcht fehlen zu lassen, erröthen wir, gewisse Namen auszusprechen, und Dinge zu nennen, die wir doch zu thun keineswegs für unanständig halten; scheuen uns, von Gliedmaßen an unserm Körper zu reden, die wir kein Bedenken tragen, hinterher zu den niedrigsten Ausschweifungen zu gebrauchen; verläumden, stehlen, betrügen, und schwören falsche Eide — indeß wir um aller Welt Güter andere rechtmäßige und natürliche Handlungen, weil es die Lebensart so gebietet; nicht mögen auf uns kommen lassen: Wie denn unter hundert Ehemännern vielleicht nicht Einer zu finden ist, der sich nicht lieber eines Betrugs oder Diebstahls, ja eines Mordes selbst würde beschuldigen lassen, als seine Frau auf öffentlichem Markte zu beschlafen — worzu ihm doch ein Recht zusteht, und was er nächstlicher Weile mit dem Vorwissen aller seiner Hausgenossen und Nachbarn thut; oder eine Haus-

frau, die sich nicht eher dazu verstehen sollte, alle übrigen Unanständigkeiten auszusprechen, als die einzige Stelle mit Namen zu nennen, die ihr vor allen übrigen Stellen in der Welt doch das meiste Vergnügen verschafft. Die Lebensart untersagt uns, schändliche Dinge bei ihrem Namen zu nennen; die Natur ermahnt uns, schändliche Dinge zu unterlassen. Jener leisten wir Folge, gegen diese beweisen wir uns ungehorsam. — Unser Aeußeres bewahren wir vor Schmutzflecken: — Das Gewissen schicken wir ins Bordell. — Es giebt kein Gebot der Natur, dem es nicht bei einem oder mehreren Völkern untersagt wäre nachzuleben; indeß kein Gebrauch, keine Sitte je erfunden worden ist — mögte sie noch so widernatürlich seyn — die nicht irgendwo eingeführt und zur Landes-sitte für einige Zeit erhoben gewesen seyn sollte.

Alle Wesen folgen den ihnen vorgeschriebenen Gesetzen; der Mensch allein beweist sich trotzig und widerspenstig — obschon es keine höhere Weisheit giebt, als auf die Stimme der Vernunft zu merken, und der Natur in allen Stücken nachzuleben; ein höheres Ziel haben wir nicht. Der Mensch ist vollkommen, dessen Vernunft

in jedem Augenblick seines Lebens ihm einen Spiegel der Wahrheit vorhält — dessen Bewissen vernehmlich und nie ungehört spricht. Ein solcher kann sich rühmen, frei zu seyn; und dieses Ziel, diese Freiheit, zu erreichen, steht in unserer Gewalt.

Der Eine hat freilich oft mehr Schwierigkeiten zu überwinden, als ein Anderer. Einige sind so glücklich geboren, von so sanfter Gemüthsart, daß es sie fast gar keine Ueberwindung kostet, gut zu seyn. Sie folgen dem, was recht ist, aus natürlicher Neigung; die Leidenschaften können ihnen nichts anhaben; ihre Gutmüthigkeit bleibt sich stets gleich. Hier von sind jedoch jene Menschen geringern Gehalts, die mehr aus Schwachheit, als aus Empfindung des Sittlichen und einer männlichen Vorliebe zu Recht und Billigkeit, gut sind, wohl zu unterscheiden.

Andern wird es schon beschwerlicher, der Pflicht und dem, was recht ist, immerfort nachzukommen. Ihr Leben ist ein fortgehender Kampf; immer stehen sie im Streit mit sich selbst, und sehen, durch die Hefigkeit ihrer Gemüthsart, und eine zu große Reizbarkeit,

ihre gefaßten Vorsätze und Entschliefungen scheitern. — Die Leidenschaften reißen sie mit sich fort — sie kehren nur mit Mühe zum Pfade der Tugend zurück.

Es giebt also eine zweifache Rechtschaffenheit: eine natürliche und angeborne, und eine erworbene, durch Mühe und Fleiß errungene. Jenes ist Güte; dieses ist Tugend. Außer der Unschuld, die sich rein erhält, weil sie vor den Leidenschaften bewahrt geblieben ist, und der Tugend, welche den Anfechtungen der Leidenschaft zu widerstehen und sie zu überwinden gewußt, giebt es noch eine dritte Stufe menschlicher Vollkommenheit. Dieser letzte Grad der Läuterung und Rechtschaffenheit besteht in einem so durchaus über sich selbst Herr gewordenem, und von der Schönheit der Tugend erfülltem Gemüthe, daß gar keine sträfliche Neigungen, die es zu besiegen nöthig hätte, mehr in ihm aufkommen. — So wie Güte und Rechtschaffenheit mit der menschlichen Natur übereinstimmen, und der eigentlich natürliche Zustand des Menschen sind; so sind Bosheit und Schadenfreude ein widernatürlicher Zustand. Böses zu wollen, ist eben so widernatürlich und unverständlich, als

es beschwerlich, und gewöhnlich weit mühsamer auszuführen ist, als das Gute.

Wir würden jede böse Neigung sehr bald von selbst verabscheuen und hassen, wenn unser Verstand zureichte, ihre Häßlichkeit und den Nachtheil recht einzusehen, der uns daraus erwächst. Anstatt aber uns wider die Neigung aufzulehnen, die uns Böses zu wollen zwingt, vergrößert der Zuwachs peinigender Gefühle, der sie begleitet, unsern Haß und Abscheu gegen die Personen, denen wir übel wollen. Der Böse gleicht der Wespe, die ihren Feind nicht verletzen kann, ohne ihren Stachel zurück zu lassen, und sich außer Stand zu setzen, ihm ferner zu schaden. Die Strafe folgt der Sünde auf dem Fuße nach. Wer Böses will und thut, ist weit beklagenswerther, als der Gegenstand, an dem er seinem Zorn ausläßt. Endlich, so wie eine gute That uns mit Zufriedenheit belohnt, so folgt einer bösen Handlung die Reue; eine Empfindung, die alle andere Gefühle an Pein übertrifft, da wir sehen, daß, sobald sie an einem Menschen zu nagen anfängt, derselbe aller bisher empfundenen Leiden kaum mehr gewahr wird. So wie der Fieberfrost, eben weil

er von innen herkommt, die äussere Kälte an Hefigkeit übertrifft; eben so übersteigt die Qual der Reue, im Innern des Menschen erzeugt, alle äussere Schmerzen. Indeß ist sie das beste Heilmittel wider Thorheit und Bosheit. Der vernünftige Mensch empfindet jedoch blos Reue über selbst verschuldete Leiden, die er sich durch Unverstand oder Unlauterkeit seiner Gesinnungen zugezogen. Vereitelte Absichten, fehlgeschlagene Entwürfe, mißlungene Plane, in so fern äussere Ursache die Schuld davon sind, dürfen uns wohl betrüben; die zerfleischende Empfindung der Reue hingegen ist nur bestimmt, die gerechte Bestrafung wirklicher Fehler und Verbrechen zu seyn.



Wenn wir auf diese Weise einen sichern und unzerstörbaren Grund zur Rechtschaffenheit in uns gelegt; so ist das nächste, worauf wir zu sehen haben, die Auswahl eines Berufs, der sich für uns schickt, und unsern Kräften und Fähigkeiten angemessen ist — dem wir gerne vorstehen, wobei wir versichert seyn können, daß unser Leben friedlich dahin fließen, und je-

der von unsern Tagen einer dem andern gleich seyn werde. Gleichförmigkeit des Lebens; Ueber- einstimmung der Gesinnungen und Meynungen; eine gleichsam zur Natur gewordene Fertigkeit, in allem stets das rechte Maas zu beobachten; Unwandelbarkeit, Lauterkeit der Sitten und Handlungen, wornach wir stets ein festes unverrückliches Ziel vor Augen haben: — dies ist es, was die Weisheit von uns fodert, und wozu sie uns die Hände bietet.

Es ist jedoch keine so leichte Sache, unter den so verschiedenen Ständen den rechten zu treffen, und die Stelle in der Welt zu erhalten, die sich für uns schickt. Selten wissen wir die Hindernisse zu beseitigen, die sich unserm Wohl entgegen stellen. Glücklich sind diejenigen, für die ihr guter Stern von selbst gewählt hat, oder denen es, durch eine besonders sanfte und geschmeidige Gemüthsart, die ihnen eigen ist, oder durch ein günstiges Zusammentreffen von Umständen leicht geworden, sich in der Auswahl des Berufs, dem sie künftig folgen wollen, zu bestimmen. Wenigen ist das Schicksal inzwischen so günstig. Die Meisten von uns sehen sich gleich von ihrer Geburt an in Umstände

verflochten, die ihnen entweder keine Zeit zur Prüfung und Ausfindung eines mit ihrer Denkart übereinstimmenden Berufs gestatten, wenn sie die zu dem Ende erforderliche Selbstkenntniß auch besitzen sollten; oder sie sind dergestalt umschlungen, daß es nicht möglich ist, sich zurück zu ziehen, und eine neue Laufbahn zu betreten, die sie weniger unglücklich machte. Nicht selten aber liegt an uns allein die Schuld, wenn Reue und Vorwürfe unser übriges Leben mit Galle färben. Wir kennen uns zu wenig, prüfen die Umstände zu flüchtig, oder haben eine zu hohe Meynung von uns, und lassen uns in Unternehmungen ein, denen wir nicht gewachsen sind, und die wir entweder wieder aufgeben, und uns eben dadurch dem Gespötte der Welt aussetzen, oder, wenn wir auf unserm Sinn bestehen, es uns gefallen lassen müssen, jeden Tag auf neue Schwierigkeiten zu stoßen, und frische Kränkungen zu erfahren. Wir vergessen, daß, ehe wir eine Last von der Erde aufheben wollen, wir versichert seyn müssen, daß wir stärker sind als die Last. Im entgegengesetzten Falle müssen wir uns entschließen, dieselbe liegen zu lassen, oder zu heben, und zuzusehen, wie der

Schweiß von unserer Stirne trieft. Der vernünftige Mann läßt sich nie in mehrere Dinge ein, als er auszuführen weiß. Er setzt sich kein anderes Ziel, als das er zu erreichen versichert ist. Seine Handlungen haben einen bestimmten Zweck, der zum voraus überlegt ist, und wogegen die Mittel gehörig abgewogen sind; die er zu dessen Erreichung in seiner Gewalt hat. Er sieht sich vor, nichts zu unternehmen, was ihm zu bald lästig werden dürfte, und wovon er wieder ablassen müßte, um sich mit etwas anderem zu befassen, das er, kaum unternommen, auch wieder aufzugeben sich geneigt verspüren mögte — wodurch das Leben ein immerwährendes Aufassen wird, ohne je etwas auszuführen, darin zu ruhen, und der Wonne der Vollendung zu genießen; wie wir bei so vielen Menschen wahrnehmen können, die nichts zufrieden stellt, nichts sättiget — die sich stets nur in dem wohlgefallen, wo sie nicht sind, und was ausser ihrem Besitz liegt; die weder zu befehlen, noch zu gehorchen gelernt haben vor lauter Geschäftigkeit nichts thun, oder was sie thun, mit so viel Eifer, Ungeduld und Spannung verrichten, daß ihr Blut dadurch stets mehr

erhitzt wird, und sie nur immer unfähiger werden, sich mit Erfolg zu beschäftigen, und ein festes Ziel zu fassen, auf das sie mit Ruhe zugehen, und seiner froh würden, wenn es erreicht ist.

Um zu verhüten, daß uns die Wahl, so wir treffen, jemals gereuen, und wir den Verdruß nicht erfahren, in einem Beruf zu leben, dem wir nicht gewachsen sind; so lasset uns sorgfältig uns selbst erforschen, laßt uns prüfen, wie es mit uns steht; lasset uns die Beschaffenheit unseres Temperaments und unsere Geistesfähigkeiten kennen lernen, worin wir Andern vorgehen, oder nachstehen: denn einen Stand ergreifen, und in demselben fortleben, der uns durchaus zuwider ist, heißt Gott versuchen. Hiernächst lasset uns das Amt, dem wir uns widmen wollen, gehörig kennen lernen, und die Beschwerden einsehen, von denen es begleitet ist. Der eine Stand ist von Gefahren umringt, und erfordert Muth; ein anderer erfordert anhaltenden Fleiß, Geduld und Ausdauer; ein dritter bedarf großer Anstrengungen unserer Denkkraft; ein vierter verlangt, daß es uns wenig koste, Zwang zu ertragen. Gegen diese verschiedene

Erfordernisse laffet uns, nachdem sie uns bekannt geworden sind, unsere Fähigkeit abwiegen, und die Neigungen mit ihnen vergleichen, von denen wir wissen, daß sie uns am meisten beherrschen. Wer dies ausser Acht läßt, läuft Gefahr, einen Beruf zu ergreifen, der ihm bald verhaßt wird; oder lebt der traurigen Nothwendigkeit ausgesetzt, wenn er falsch gewählt hat, seiner Natur Zeitlebens Gewalt anthun zu müssen — was selten gelingt. Ist indeß unsere Wahl geschehen und unglücklich ausgefallen, und wir sind überzeugt, daß wir nur Uebel ärger machen würden, wenn wir wieder zurück wollten; so müssen wir uns zu finden suchen, als Männer ausharren, und, wie das Sprüchwort lehrt, „aus der Noth eine Tugend machen.

*

Durch Rechtschaffenheit und Freiheit in der Weisheit genugsam befestiget, — denn was heißt es anders, als der höchsten Freiheit genießen, wenn wir uns stets gleich sind, einen Tag wie den andern denken, und jede unserer Handlungen ein Abdruck vollständiger Gleichförmigkeit, Ruhe und Sicherheit ist? — haben wir dem?

nächst unser Augenmerk dahin zu richten, uns einer aufrichtigen Frömmigkeit zu befeißigen. Keine und geläuterte Gottesfurcht macht unsere vornehmste Pflicht aus. Der Glaube an Gott und Unsterblichkeit muß uns aber von höherer Hand kommen, wenn unser Thun und Lassen dadurch bestimmt werden, unsere Seele einen höhern Flug nehmen, das Irdische gering schätzen, sich um die himmlischen Güter bewerben, und diesen allein nachstreben soll. Die meisten Religionslehren sind gemeines Nachwerk. Wie wäre es sonst möglich, daß neben dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode so viele Furcht vor dem Tode bestehen könnte, und der Mensch, einer besseren Zukunft versichert; die Uebel, die ihn hier betreffen, so tief zu Herzen nehmen, und sich so sehr darüber betrüben könnte? Schon die Verschiedenheit so vieler herrschenden Religionsmeynungen beweist es, daß sie nicht durch Offenbarung an uns gelangt sind, sonst wären sie, da alle Menschen sich einander gleich sind, nicht so sehr in Unterricht und Vortrag von einander verschieden. Auch würden unsere Sitten, wenn wir ihnen wahrhaften Glauben beimäßen, und überzeugt wären, daß sie Gott unsern Vor-

fahren unmittelbar offenbaret hätte, ganz etwas anders aufweisen. Wir würden einander mehr lieben, auf zeitliche und vergängliche Güter keinen so großen Werth legen, und uns in so schnell vorübergehende Leiden leichter zu finden wissen, uns nicht so sehr darwider auflehnen, nachgiebiger, verträglicher untereinander seyn, und ein vergnügteres und stilleres Leben führen. So wie der Glaube der meisten Menschen beschaffen ist, vermögen wir wenig damit auszurichten. Nicht ein Senfkorn versehen wir damit; die Berge bleiben stehen, wo sie die Natur hingestellt hat.

Wären wir von dem, was wir vorgeben, als göttliche Wahrheiten zu verehren, wahrhaft durchdrungen, wie wäre es möglich, daß wir lebten, wie wir leben; uns über äussere Vorfälle so sehr abhärmten, und die Uebel, die uns betreffen, so tief empfinden könnten? Wäre unsere Furcht vor der Hölle gegründet, und schwebte nicht bloß auf unserer Zunge, wir würden uns ganz anders benehmen. Die Furcht vor dem Tode könnte uns unmöglich so viel anhaben, noch unser letztes Stündlein so bitter seyn, wenn es uns mit unserm Glauben an

eine Fortdauer jenseits des Grabes wahrer Ernst wäre. Die Trennung von den Lieben, die der Tod von unserer Seite reißt, würde uns nicht so tief verwunden, wenn wir zuverlässig versichert wären, sie nach zwanzig oder dreißig Jahren wieder zu finden.

Lebten wir des Daseyns Gottes so gewiß, als wir des Daseyns unserer Freunde gewiß sind; glaubten wir an die Wahrheit fremder Religionslehren nur so, wie wir an eine Geschichte glauben — wir würden die himmlischen Güter weit mehr achten, ihnen den Besitz grosser Reichthümer, weltlicher Ehre und zeitlicher Güter nicht vorziehen; und, so wie wir thun, das Urtheil der Welt, den Tadel unserer Freunde und Vorgesetzten mehr scheuen, als wir uns fürchten, Gott zu beleidigen, oder ihm zu mißfallen.

Was wir Religion zu seyn vermeynen, ist bloßer Aberglaube, und ganz anderer Beschaffenheit; so wie der Wolf, der zwar im Neuse fern dem Hunde gleich sieht, inwendig aber von demselben sehr verschieden ist. — Wahre Religion stellt den Menschen mit sich zufrieden, erfüllt ihn mit Ruhe, mit Liebe und Heiterkeit,

und macht, daß sich sein Herz in Wohlwollen und Dankbarkeit ergießt; dahingegen der Aberglaube, uns Gott wohl zu fürchten und vor ihm zu zittern, nicht aber ihn und seine Geschöpfe zu lieben, es gut mit ihnen zu meynen, und sie glücklich zu machen lehrt — weil wir einsehen, daß wir es selbst sind, und durch wen wir es sind.

Das höchste Wesen, das alles mit seiner Liebe umfaßt, ist kein unversöhnlicher, und eben so wenig ein eitler Gott, der sich durch Ehrenbezeugungen bestechen, gewinnen, und besänftigen ließe. Wir ehren Gott schlecht, wenn wir ein solches Vorbild aus ihm machen, das, wenn wir es nachahmen, uns zu hämischen, herrschsüchtigen, rachgierigen und unversöhnlichen Menschen macht. Wenn wir Gott zu ehren verständen, wie er es verdient, und von seiner Liebe zur Anbetung hingerissen würden, statt seine Güte in Zweifel zu ziehen, und ihn durch Opfer uns geneigt machen zu wollen; wir ruhten in dieser Güte, lebten sorglos, und bestrebten uns, gut und liebevoll zu werden, wie Er ist. Es ist eine Folge unseres Unverständes, daß wir so wenig fähig sind, Gott zu fassen;

jemehr die Vernunft sich ausbildet, und wir aus dem Stand der Kindheit heraus treten, um so mehr entfernen wir uns vom Wahit des Aberglaubens, und werden einer reinern Gottesverehrung empfänglich. Nicht selten sind es auch politische Ursachen, die unsere Kinderjahre verlängern. Sind wir endlich der Unmündigkeit entwachsen, und mit der Quelle unsers Daseyns wieder vereint; dann bedarf es weiter keines sichtbaren Gottes für uns; wir verehren ihn, als ein geistiges Wesen. Die Binde fällt von unsern Augen; die Fesseln, in denen uns selbstgeschaffener Wahn, oder vorsehlich verbreitete Irrthümer verstrickt gehalten, fallen von unsern Füßen; wir erkennen Gott, wie er ist, und beten ihn an, als das höchste Wesen, an dessen Güte keine andere Güte reicht, dessen Liebe keine andere Liebe beikommt, ohne dessen Beistand wir nichts sind, und dessen Beistand wir daher zu erhalten, und uns desselben würdig zu machen suchen müssen, durch reines Hingeben, durch Glaube, Hoffnung und Liebe. Das Höchste, was die menschliche Vernunft erreichen kann, ihre letzte Reife und Vollkommenheit, ist der Begriff von dem Daseyn eines Wesens, das

Alles erschaffen hat, Alles regiert, Alles erhält, für Alles sorgt, ohne dessen Willen und Zulassung nichts geschieht, und michin, was geschieht, gut, und uns heilsam ist.

Hat dieser Begriff sich vollständig in uns entwickelt, steht die Ueberzeugung von dem Daseyn eines guten Gottes in voller Klarheit vor unserer Seele: o! dann gibt es kein Uebel mehr für uns; was uns widerfährt, trifft uns durch Gottes Zulassung; wir ertragen jedes Leiden mit Geduld, ohne zu murren, noch uns darwider aufzulehnen. In unserer Seele herrscht Ruhe. Friede und Eintracht begleiten uns. Was wir unternehmen, beginnen wir mit Gott. Keines unserer Leiden ist ihm verborgen; was uns widerfährt, geschieht vor seinen Augen. Ueberall ist er bei uns; Er sieht jeden unserer Gedanken — keine unserer Neigungen bleibt ihm verborgen. Die guten Wünsche läßt er gelingen; die bösen weis er zu bestrafen: — um uns aufzumuntern, das Sträfliche zu fliehen, und jede böse Neigung sogleich in ihrem Keime zu ersticken; dem Guten hingegen treu zu bleiben, und ihm anzuhängen bis ins Grab. Ihm gefällt kein anderes Opfer, als ein Herz, das, um seiner Er-

kenntniß und Verehrung fähig, seiner Liebe empfänglich zu seyn, sich rein erhalten hat von bösen Gedanken, Worten und Werken. Ihm nachahmen, heißt ihn verehren; ihm gleich zu werden suchen, die Menschen zu lieben, wie er sie liebt, heißt ihm dienen. Gott kann geben und verleihen, nicht wir. Die äußere Gottesverehrung ist jedoch nicht zu vernachlässigen; nicht in der Meynung, um Gott damit zu dienen, sondern um Andere zu erbauen und aufzumuntern zu höherer Verehrung. — Auch erheben Lobgesang, Gebet und Danklieder das Herz. Nur müssen wir Gott nicht vorschreiben wollen, und nicht sowohl von ihm bitten, als uns durch unser Gebet seinem Willen unterwerfen. Was uns widerfährt, muß uns recht seyn; es ist Schickung Gottes. — Laßt uns Gott anbeten, und zu ihm flehen, als ob alle Welt dabei zugegen wäre; dahingegen was wir von der Welt verlangen, so begehren, als wenn nur Gott unsere Wünsche hörte, und sichtbar zugegen wäre.

Wie aber endlich auch die Religionsmeynungen, denen wir anhängen, beschaffen seyn mögen, laßet uns nur nicht über dem Schöpfer das

Geschöpf vergessen; noch über dem Dienst, den wir Gott erweisen, die Dienste vernachlässigen, die wir den Menschen schuldig sind. Medlichkeit und Rechtschaffenheit können noch eher der Frömmigkeit entbehren, als daß Frömmigkeit ohne Medlichkeit bestehen könnte. Wenn wir in der Kirche uns noch so gottesfürchtig bezeigen, in unserm Hause aber Teufel sind und die Menschen quälen, statt ihnen Freude zu machen; so sind wir gottlose Heuchler. Ueberhaupt müssen wir die Religion auf die Rechtschaffenheit und Lauterkeit unserer Gesinnungen gründen, und die Medlichkeit der Gottesfurcht voran gehen lassen, und nicht erst unsere Liebe zu den Menschen aus der Religion ableiten, die sonst, je nachdem uns sanfte oder stürmische Empfindungen anwandeln, anstatt sich immer gleich und unwandelbar zu seyn, einen ungleichen Schritt hält, uns bald fehlt, bald zu weit führt. Wir können niemals von Rechtschaffenheit und Medlichkeit durchdrungen seyn, ohne uns nicht auch der Liebe zu beflüssigen — da diese hingegen der Frömmigkeit, welche nicht mit Medlichkeit verbunden ist, öfters mangelt.

Zudem ist es auch weit natürlicher, daß Rechtschaffenheit Frömmigkeit erzeuge, als daß jene durch diese hervorgebracht werde. Die Rechtschaffenheit besteht darin, daß ein Jeder das Seinige erhalte; daß das Bessere dem Schlechtesten, das Höhere dem Geringern stets vorgehe. Wir können sie mithin nicht besitzen, ohne nicht auch von der Frömmigkeit beseelt zu werden, welche darin besteht, daß Gott, als das vollkommenste Wesen, von uns auch am meisten geschätzt, verehrt, geliebt und gesucht werde. Ich verstehe jedoch die wahre Rechtschaffenheit, die uns antreibt, immer gerecht und so zu handeln, wie es die Ordnung der Welt von uns fordert, und Jedem vorschreibt, der die Billigkeit einzusehen fähig ist, daß das größere Gute dem mindern jederzeit vorgezogen werden müsse, und es mithin nothwendig ist, daß wir alle solche Wünsche unterdrücken, die mit dem Vortheil des Ganzen nicht bestehen, und nicht in Erfüllung gehen können, ohne daß höhere Vortheile dabei unerreicht blieben; die uns das Gute seiner innern Vortreflichkeit, und nicht des Ruhms und der Vortheile halber schätzen lehrt, die es zufällig begleiten; die uns recht zu handeln an-

spornt — nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus freier Neigung zu dem, was recht, und deshalb Pflicht ist; der wir nachzukommen verbunden sind, auch wenn wir ungestraft anders handeln könnten — weil wir Theile eines Ganzen sind, das weniger vollkommen seyn würde, wenn wir anders handelten, unsern Privatnutzen verzögen, und dem was recht ist zuwider lebten. Dieß ist die Rechtschaffenheit, die ich der Frömmigkeit zum Grund unterzulegen wünsche, weil sie sich immer gleich bleibt, und ihre Anhänger auch im Verborgnen ihren Vorschriften eben so eifrig nachkommen, als wenn aller Welt Augen auf sie gerichtet wären.

*

Neigungen und Begierden in vernünftigen Schranken zu erhalten, ist das weitere Geschäft der Weisheit. Nicht ersticken und ausrotten sollen wir die Leidenschaften in uns, nur sie leiten, ordnen und mäßigen. Es wäre thöricht gehandelt, wenn wir die Vergnügungen, zu deren Genuß uns die Natur erschaffen hat, von uns stoßen, sie verdammen, und dem Körper ein Theil versagen wollten.

M

Der Mensch besteht aus Leib und Seele, beide sind unserer Sorge gleich werth — verdienen, daß wir ihrer pflegen, und ihnen förderlich sind. Das Leben ist uns nicht gegeben, um ihm zu entschlüpfen, es gering zu schätzen, und seiner nicht zu achten. Wir sollen darauf merken, einsehen, welch ein Gut es ist, und seiner froh zu werden suchen. Nichts ist rühmlicher, als dieses Leben recht zu gebrauchen. Wohl zu leben, und ein Mensch zu seyn verstehen; seines Daseyns sich zu erfreuen wissen, und keinem andern Muster nachzuahmen, keiner andern Neigung sich zu überlassen, als wodurch das Daseyn einen so viel größern Werth für uns erhält: — dieß ist von allen Wissenschaften, denen wir uns widmen können, die vorzüglichste; von ihr allein haben wir wahres Heil, Ruhm und Vortheil, Lust und Vergnügen zu gewarten.

Was uns fremde Dinge zu gewähren im Stande sind, frommt uns wenig. Nie verlassen wir die Bahn der Natur ungestraft. Mühsame Künsteleien verwirren uns immer mehr. Bei uns allein steht unser Heil; was übermenschlich oder thierisch ist, taugt nicht für uns. Das eine ist zu weit über uns erhaben; das

andere liegt zu tief unter uns. Es ist nichts unvernünftiger, als wenn der Mensch vergißt, daß er aus Seele und Leib besteht, und weder allein Geist, noch allein Thier ist; Beiden ist die Rolle, die sie zu spielen haben, gemeinschaftlich vorgeschrieben. Das Geschäft des Geistes besteht darin, den Körper zu befeuern und aufzumuntern, ihn anzutreiben, und seiner Trägheit zu entreißen; Der Körper hat hinwiederum das Amt auf sich, dem Geist und seiner Flüchtigkeit Schranken zu setzen. Ihre Bestimmung ist, in gemeinschaftlicher Ehe beisammen zu leben, eins dem andern beizuspringen, und ihm hülfreiche Hand zu leisten, es zu unterstützen, zu mäßigen, und zurückzuhalten, oder aber aufzuheitern, und anzutreiben, je nachdem eins oder das andere nothwendig ist. Die Seele soll sich der thierischen Bedürfnisse des Körpers weder schämen, noch sich enthalten Theil daran zu nehmen. Ihre Pflicht ist es blos, die sinnliche Triebe zu mäßigen, sie zu veredeln, und ihnen eine sichere Richtung zu geben. Das Leben ist ein Geschenk Gottes und der Natur, dessen wir genießen, und seiner froh werden sollen, um es seinem ganzen Umfange nach gehörig

schätzen, und Gott dafür danken zu lernen. Wir stehen in einem großen Irrthum, wenn wir, wie das so Vielen schon begegnet ist, es für verdienstlich halten, uns natürlicher Dinge zu entschlagen, als seyen sie unserer unwürdig, ob sie gleich nothwendig, und die Triebe darzu von der Natur in unsere Herzen gepflanzt worden sind, damit gewisse Handlungen nicht unterbleiben. Sich erlaubten Vergnügen zu entziehen, die als Antriebe zur Erreichung höherer Absichten dem Menschen beiwohnen, heißt die Ordnung der Dinge umkehren. Wollust ist dem Menschen zu seiner Erholung verliehen; sich ihrer schämen, ist eben so thöricht, als durch ihre Uebermaas unsern Körper zu zerstören. Wenn wir es für rühmlich achten, die Seele von ihrem Gefährten dem Körper zu trennen; so läßt sie uns nicht bei seinen Vergnügungen, sondern wenn er leidet und sich übel befindet, von ihm absondern, um hierdurch weniger zu leiden, und der Ursachen, die uns Schmerz erzeugen, gewahr zu werden. Es wird uns indeß nicht gelingen: denn die Seele ist bestimmt, den Körper nicht zu verlassen, sondern ihm aller Orten nachzufolgen, ihn überall zu begleiten, und ihm

stets zur Seite zu gehen. Ihre Sache ist es, die Lust, so wie den Schmerz, aus einem und demselben Gesichtspunkt zu betrachten, und indem sie jene zu erhöhen, diesen durch vernünftige Betrachtungen zu schwächen bemüht ist, das ihrige darzu beizutragen, daß der Mensch sich stets gleich bleibe, und nach einer Richtung zu handeln fortfahre. Nicht die Welt, und was in ihr vorgeht, verdient unsere Verachtung; nur der Mißbrauch, den wir von den Gaben machen, die uns der Himmel verliehen hat. Unsere Eitelkeit, unsere Unerfättlichkeit, unsere Ausschweifungen und übrigen Fehler sind es, die uns verhindern, so glücklich zu werden, als wir seyn könnten, wenn wir mehr auf die Vorschriften, der Natur merkten, und ihren rechtmäßigen Anlockungen weniger widerstünden, um auf die so thörigten als vermessenen Vor Spiegelungen einer von Stolz bethörten Einbildung zu achten.

Der Weg, den wir gewöhnlich einschlagen, führt nicht zur Glückseligkeit. Die Weisheit schreibt uns andere Regeln vor. Sie ermahnt uns, mit Wenigem vergnügt zu seyn; keine andere als erlaubte Vergnügen zu bezwecken, diese hiernächst mit Mäßigung zu genießen, und

ihnen in keiner andern Absicht nachzustreben, als um glücklich dadurch zu werden.

Die Fabel erzählt: der Mond habe einst seine Mutter um eine Bekleidung gebeten; von ihr aber zur Antwort erhalten: dieß ginge, seiner immerwährenden Veränderlichkeit wegen, und da er bald größer bald kleiner sey, nicht an. — Dieß ist das Bild eines Menschen, der in seinen Begierden so wandelbar und veränderlich ist, daß ihm kein Gut lange genügt. Wer klug ist, verlangt wenig; sehnt sich nur nach Gütern, die leicht zu erlangen sind, und ist zufrieden, wenn es ihm am Nothwendigen nicht gebricht, und er so viel besitzt, daß er dem Glück Trotz bieten kann, und nicht genöthigt ist, seines Unterhalts wegen vor Andern zu kriechen. Je weniger Bedürfnisse wir haben, desto glücklicher sind wir; je eingeschränkter unsere Wünsche, desto leichter steht es in unserer Gewalt, sie zu befriedigen. Wer nichts zu erhalten strebt, wer ein Gut nicht vermißt, steht mit dem Besitzer auf gleicher Linie. Ein Vergnügen genossen, oder es nie gekannt zu haben, ist Eins. — Nicht der Ueberfluß macht uns reicher, und zufriedener. Etwas nicht entbehren, den Abgang

eines Guts nicht empfinden, ist eben so viel, als seiner froh gewesen zu seyn. — Wer arm an Wünschen ist, ist reich an Zufriedenheit. Nach nichts streben, eine Begierde nicht kennen, gewährt eben die Ruhe, als einen Wunsch befriedigt zu haben. Nach genossener Lust sind wir wieder da, wo wir zuvor waren. — Selig sind die Auserwählten, nicht der Güter wegen, die ihnen zu Theil geworden, sondern darum, daß keine Wünsche und Begierden ihre Zufriedenheit stören. — Lassen wir uns von unsern Neigungen hinreißen, streben wir nach Ueberfluß, und entbehrlichen Leckereien, so kennt die Begierde keine Schranken: das Unnöthige wird uns Bedürfniß; die Seele wird ein Sklave des Leibes; wir essen nicht mehr um zu leben, sondern wir leben um zu essen; wissen den Reizungen zur Wollust keinen Widerstand zu thun; richten uns nach dem großen Haufen, und versinken ohne Rettung in den Abgrund des Verderbens. Der Befriedigung eines Wunsches folgt ein neuer Wunsch auf dem Fuße nach; so wie eine Begierde gesättiget ist, erwacht eine andere. Anfangs genügten uns drei Gerichte; bald werden sechs Schüsseln unsere Tafel zieren —

bis endlich zwölf, und hundert, uns nicht befriedigen.

Es hängt selten von uns ab, das zu erhalten, wornach uns gelüftet; aber durch Weisheit und Mäßigung der Begierden unser Wohl zu gründen, und glücklich zu werden, dieß vermögen wir. In sich sein Glück zu suchen, ohne es von Andern zu erbetteln, und fremden Dingen nachzujagen, steht in der Gewalt eines Jeden. Setzen wir unsern Wünschen Schranken — das ist alles, was wir zu thun haben. Wie thöricht, Gott und die Welt um Etwas anzugehen, und so oft Freiheit und Ruhe über Etwas einzubüßen, indem wir es bei Andern suchen, das wir uns selbst geben können! Ist es nicht vernünftiger, einen Wunsch zu bekämpfen, als seine Befriedigung von der Geneigtheit Anderer abhängig zu machen? Und Welch ein Recht haben wir, von andern Menschen unser Glück zu erwarten, und zu fordern, daß sie sich uns gefällig erweisen sollen? Welch ein Recht, so vermessen zu seyn, Andere zwingen zu wollen, uns Vergnügungen zu gewähren, während wir uns nicht bezwingen, und es von uns erhalten können, uns dadurch glücklich zu machen, daß

wir eine Neigung unterdrücken, die uns hindert, es zu seyn? —

Nächst der Bescheidenheit und Mäßigung, deren sich der Weise in seinen Wünschen und Erwartungen zu befleißigen hat, müssen wir auch darauf sehen, keine andere als natürliche Neigungen in uns aufkommen zu lassen. Wer mit Wenigem zufrieden zu seyn gelernt hat, und keine andere als natürliche Bedürfnisse kennt, der findet aller Orten zur Befriedigung seiner Wünsche Gelegenheit. Die Natur verlangt wenig, und hat die Einrichtung getroffen, daß wir das, was zu unserer Erhaltung erforderlich ist, überall finden können, und daß nur solche Güter mühsam zu erwerben und zu erhalten sind, deren wir ohne großen Abbruch unserer Zufriedenheit leicht entbehren können. — Mit Weisheit genießen, heißt Vergnügungen auswählen, deren Genuß uns weder in der Meynung Anderer herabsetzt, Anderer Gerechtsame verletzt, und uns dadurch bei Andern schadet; noch uns dadurch zum Nachtheil gereicht, daß unsere Gesundheit darunter leidet, oder die Thätigkeit unsers Geistes, in Ausübung und Ausführung löblicher Unternehmungen, dadurch gehemmt wird. —

Jedes Vergnügen, nach dessen Genuß wir weniger aufgeweckt, heiter, froh und wohlgesinnt gegen Andere sind, als wir zuvor waren, ist verwerflich.

Endlich schreibt uns auch die Weisheit vor, das Ziel unserer Wünsche nicht zu weit hinaus zu setzen, und uns, wie Geld- und Ehrgeizige zu thun pflegen, in keine Pläne und Entwürfe einzulassen, die zu viele Zeit erfordern, bis sie in Erfüllung gehen, und die versprochene Lust gewähren können. Lasset uns die Freude in die Arme schließen, die uns zunächst steht.

*

Der Weise erträgt Glück und Widerwärtigkeit mit gleicher Fassung. Uns im Wohlergehen, so wie im Unglück, stets gleich zu bleiben, in der Schule der Widerwärtigkeiten Muth zu beweisen, im Schooße des Glücks nicht übermüthig zu werden, ist Eins so verdienstlich wie das Andere.

Der große Haufe, den jeder Unfall immer gleich zu Boden wirft, und der daher jedes unangenehme Ereigniß doppelt empfindet, steht in der Meynung: Widerwärtigkeiten seyen es als

lein, was schwer zu ertragen wäre. Glück und Ueberfluß, glaubt er, könne dem Menschen nicht gefährlich werden. Sich auf Unglück gefaßt zu halten, scheint ihm wohl rathlich zu seyn; aber auf gute Tage sich vorzubereiten, um sie zu ertragen und auszuhalten, kommt ihm lächerlich vor. Der Weise denkt anders, und ist selbst zweifelhaft darüber, welches von beiden das rühmlichste und sicherste sey: im Unglück Standhaftigkeit, oder im Glück Mäßigung zu beweisen. So viel ist gewiß: zu großer Wohlstand und Ueberfluß erschlaft, macht weichlich und unbeholfen, und zieht uns ausserdem noch Feinde und Neider zu; während unverschuldetes Leiden oft selbst die Herzen unserer Feinde gewinnt, sie für uns einnimmt, und sie bewegt, unserm Schicksal eine mitleidsvolle Zähre zu schenken.

Ausserdem zwingt uns das Unglück auch, indem wir von Widerwärtigkeiten allzusehr verfolgt, von Freunden verlassen, am Ende allein dastehen — uns mehr zusammen zu nehmen, und — Hoffnungslos, wie wir geworden, uns selbst überlassen, fremden Beistandes beraubt — bei uns allein Hülfe zu suchen; während der

Mann im Wohlstand sich immerfort an Andere anlehnt, seine Kräfte ungebraucht läßt, und so sehr auf Anderer Beihülfe vertraut, daß, wenn diese unvermuthet fehlschlägt, Alles für ihn verloren ist, und er sich nicht mehr zu helfen weiß.

Diesem vorzubeugen, ermahnt uns die Weisheit, im Glück eben die Standhaftigkeit zu beweisen, wie im Unglück — aus den Ereignissen, sie seyen nun gut oder böß, gleichen Vortheil zu ziehen und was uns auch in der Welt betreffen möge, es so zu wenden, daß, wenn auch unser Vergnügen nicht dabei vermehrt wird, doch Tugend und Standhaftigkeit einen neuen Zuwachs dadurch erhalten. Bei Widerwärtigkeiten lehrt uns die Weisheit Entschlossenheit, und im Unglück Mäßigung beweisen. Wer die Kunst zu leiden und zu genießen versteht, der hat seine Lehrjahre überstanden.

In Ansehung der sogenannten Glücksgüter, der Ehre, der Reichthümer, und der sonstigen Gaben dieser wankelmüthigen Göttin, lasset uns zu der Einsicht gelangen, daß sie nicht verdienen, wahre Güter genannt zu werden; indem ihr Bes

sich den guten Menschen nicht besser, den Bösen nicht gut macht, und sie Beiden, dem Guten so wie dem Bösen, zu Theil werden können. Wer sein Heil in ihnen sucht, und sein Glück von ihnen abhängig macht, ergreift ein morsches Ankerseil; baut auf beweglichen Sand, und hat vergessen, daß nichts unsicherer, wandelbarer und ungewisser ist, als eben diese Güter. Gleich einem brausenden Waldstrom, nahen sie mit wildem Geräusch — ihre Wogen sind trüb und ungestüm, sie treten lärmend einher, und wenn sie wieder verschwunden sind — was oft in einem Augenblick geschieht, — so lassen sie Schlamm und Unrath zurück. Nie sollten wir mehr auf unserer Hut seyn und uns vorsehen, als wenn uns Alles nach Wunsch geht. Gewöhnlich schreiben wir uns das Verdienst davon zu, und versäumen, während uns Alles anlacht, uns auf böse Zeiten gefaßt zu machen, die uns dann doppelt überraschen, und zur Erde beugen. Nie sind wir des Rathes kluger Freunde bedürftiger, als im Wohlstande. Niemals sollten wir ihnen eine größere Gewalt über uns einräumen, und uns ihres Rathes und Beistandes zu versichern suchen; nie bei dem, was wir thun, vorsichtis

ger und ängstlicher zu Werke gehen, noch mehr darauf bedacht seyn, unsere Wünsche zu zügeln: Denn nichts bläht den Stolz mehr auf, als das Glück. Unsere Begierden und Hoffnungen nehmen im Wohlstand einen so raschen Flug, daß wir, ehe wir es uns versehen, uns selbst entführt sind; keine Schranken weiter kennen, uns jeden Wunsch für erlaubt, kein Unternehmen für zu gewagt halten: worüber wir nicht nur Ändern leicht zum Gelächter werden, sondern auch uns hauptsächlich dadurch elend machen, daß wir hinfort durchs Leben hinsteuern, ohne ein festes Ziel vor Augen zu haben; während doch kein sicherer Genuß für den Menschen zu erlangen steht, wenn er nicht voraus weiß, wo er anlanden und stille stehen will.

In Absicht auf die Widerwärtigkeiten, von denen das menschliche Leben begleitet ist, schreibt uns die Weisheit wieder andere Regeln vor. Vor allen Dingen rath sie uns an, uns nicht durch Volksmeynungen zu einer falschen Ansicht der Dinge verleiten zu lassen, und Ereignisse für unerträglich anzusehen, und einen Abscheu darwider zu fassen, die, näher beleuchtet, bei weitem nicht so gefährlich sind, als Wahn und

Vorurtheil uns gerne überreden mögten, und die am Ende, so wie jedes äussere Uebel, reiflicher erwogen, an sich im Grunde weder gut noch böse sind: indem noch nie ein Unglück einen guten Menschen in einen entschiedenen Bösewicht umgeschaffen, wohl aber weit öfter zu seiner Besserung gedient hat; endlich auch das Schlimme und Unangenehme dem guten so wie dem bösen Menschen gemein ist. Kein Mensch hat, was die äussern Zufälle anbelangt, vor dem andern einen Vorzug; nur nach Maassgabe der innern Beschaffenheit des Mannes, nach Maassgabe einer ihm beiwohnenden höhern oder geringern Ausbildung, bringt Unglück eine Verschiedenheit der Wirkungen hervor. Den Thoren bringt es wider Gott und die Welt auf, verleitet ihn zu Lästerungen, und stürzt ihn in Verzweiflung, ohne ihn zu bessern. Dem, der in der Aufklärung einige Schritte vorwärts gethan, dienen Unglücksfälle dazu, daß er sich sammelt, sein bisher geführtes Leben durchläuft, und den Entschluß faßt, künftighin ein ihm nützlich und Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Dem in der Tugend Vollendeten gereicht es zur Uebung und Stärkung, und führt ihn Gott näher: Es

erhebt ihn eher, als daß es ihn zu Boden schläge; ja es gibt ihm nicht selten die Mittel zur Entdeckung neuer Heilsquellen an die Hand, wodurch er, anstatt in seinem Wohlstand durch das ihn betroffene Unglück zurückgesetzt zu werden, seine Reichthümer und Besitzungen sich vermehren und vergrößern sieht. Wir können keinen ruhmvolleren Beweis unserer Einsichten ablegen, als wenn wir aus jedem Unglück Vortheil zu ziehen, und jeden Unfall, der uns betrifft, so zu wenden und zu benutzen wissen, daß unsere Glücksumstände sowohl als unser moralischer Werth dabei gewinnen. Betrifft uns ein selbstverschuldetes Leiden, so können wir es dadurch zu unserm Vortheil lenken, daß wir den Fehler, der es uns zugezogen, verabscheuen lernen, und ihn abzulegen bemühet sind, wodurch das, was anfänglich ein Uebel zu seyn schien, ein Glück für uns wird. Am leichtesten aber und besten besiegen wir jedes Leiden, wenn wir uns stets unwandelbarer Redlichkeit und Rechtchaffenheit befleißigen. Das Bewußtseyn, unsere Pflicht erfüllt zu haben, ist das kräftigste Schild wider alle Widerwärtigkeiten. Der Tugendhafte kann mitten unter Stürmen einer

größern Ruhe genießen, als der üppigste Schwelger, von aller Freude der Welt umgeben, wenn ihm sein Gewissen dabei Vorwürfe macht, und seinen Vergnügungen das Bewußtseyn nicht zur Seite geht, ihrer würdig zu seyn.

Die Widerwärtigkeiten, die uns betreffen können, sind verschiedener Art: — eingebildete und wirkliche. Krankheit, Verlust der Unsrigen, gehören zu diesen; jene gründen sich bloß auf eine falsche Ansicht, auf Wahn und Meynung. Wider die erstern, so lang sie nicht die innere Kraft unsers Geistes verletzen und zerstören, können wir uns dadurch waffnen, daß wir den Gedanken recht lebhaft bei uns erwecken: Stand es nicht wohl mit uns, bis zu diesem Augenblick? Die andern müssen wir dadurch zu Boden schlagen, daß wir ihnen das entreißen, was Einbildung und Vorstellung ihnen geliehen, sie zergliedern, und auf das zurück bringen, was sie wirklich sind — Geschöpfe unserer Einbildungskraft. Die unvermeidlichen Uebel hilft uns die Betrachtung ertragen: daß, was uns widerfährt, natürlich, und eine Folge der Einrichtung und einmal bestehenden Ordnung ist, die in der Welt herrscht, und der alle übrige Wesen so wie wir

N

unterwürfig sind. So wie endlich auch eine genauere Untersuchung, sowohl unserer Natur, als der Beschaffenheit des Unfalls, der uns betroffen, vieles zu unserer Beruhigung beiträgt, indem wir dadurch belehrt werden und einsehen lernen, wie thöricht es wäre, zu verlangen, daß eine Sache anders auf uns wirke, als sie ihrer innern Beschaffenheit nach wirken muß.

Was uns auch begegnen mag, halten wir nur fest an dem Gedanken: daß uns Uebung und Gewohnheit das Schlimmste von allem bald erträglich finden lassen, und daß kein Zustand so hart ist, dem sich nicht ein Chor stiller Freuden mit der Zeit zugesellte. Im verschlossensten und finstersten Kerker ist noch für ein Liedchen zu unserer Erholung Raum. Dem Glück ist nur der kleinste Theil von unserm Ich preisgegeben; der größere und vorzüglichere ist unserer Gewalt unterworfen, und kann ohne unser Zulassen nicht beeinträchtigt werden. Arm kann uns das Glück machen, krank, und für einige Zeit niedergeschlagen; nicht aber lasterhaft und feig. Tugend, Rechtschaffenheit und Muth, kann uns der Zufall nicht entreißen.

Wir führen aber auch sehr oft Klagen, ohne Ursache darzu zu haben — sind ungerecht und unbillig, und vergessen, gegen ein Uebel, das uns heute betrifft, alles bisher genossene und schon empfangene Gute in Anschlag zu bringen. Mißlingt uns ein Anschlag, vergessen sind alle frühere Unternehmungen, die von einem glücklichen Erfolg begleitet waren. Wir merken nur auf das Schlimme, das Gute übersehen wir, obgleich des Guten viel mehr im menschlichen Leben vorkommt, als des Bösen. Es hängt von uns ab, unsere Augen hinzuwenden wohin es uns gefällt: warum uns denn nicht lieber mit angenehmen Dingen, als mit unangenehmen beschäftigen? Gleich den Nachtschwalben, saugen wir aus den Zufällen, die uns begegnen, nur das Schlimme, statt uns an das Gute zu halten, das ihm beiwohnt, und uns dadurch zu stärken und zu erquicken. Warum bei traurigen Rückerverinnerungen länger verweilen, als bei genossenen Vergnügungen? Ist es recht, daß wir, so wie die Kinder, wenn uns ein Wunsch versagt bleibt, oder ein Gut, das wir besaßen, wieder entzogen wird, darum auch allem Uebrigem den Rücken zukehren, und eines geringen

Unfalls wegen, der uns einmal betrifft, auch aufhören der Güter froh zu seyn, die noch in unserm Besitz sind? Ist es vernünftig, nur des Bösen, so uns in der Welt widerfahren, eingedenk zu leben, und über eine Unannehmlichkeit mehr Verdruß zu empfinden, und ein größeres Aufhebens darüber zu machen, als uns tausend angenehme Vorfälle erfreuen könnten — während viele Tausende weit schlimmer daran sind, die sich für sehr glücklich halten würden, an unserer Stelle zu stehen? Wenn es zur Beschämung derer, die so ungerechte Klage führen, einmal möglich wäre, alle Uebel in der Welt auf einen Haufen zusammen zu bringen, und sie hierauf zu gleichen Theilen unter jeden Anwesenden zu vertheilen; so würde unsere Unbilligkeit und Ungerechtigkeit gegen das Schicksal bald an den Tag kommen. Wenn das Geschick eines Menschen aber auch noch so traurig wäre — Zeit, Gewohnheit und ein vernünftiges Nachdenken, lassen uns endlich alles erträglich finden.

Dieses ist die Methode des großen Haufens; ihm muß die Gewohnheit sein Bündel Leiden tragen helfen. Der Weise schlägt freilich einen andern Weg ein: Er wartet nicht erst ab, bis

ihn ein Unfall betroffen hat, sondern bereitet sich durch Nachdenken darauf vor, um von den Uebeln, die ihm begegnen können, weniger überrascht zu werden. Was Zeit und Gewohnheit über den Menschen vermögen, und wie es nur die Neuheit und bisherige Unbekanntschaft mit einer Empfindung ist, wodurch uns dieselbe im Anfang so schmerzlich fällt, können wir an den Norderklaven abnehmen, die sich, mit Hülfe der Gewohnheit, nach und nach in ihr hartes Geschick finden lernen, und wehzuflagen aufhören. Wie manche Frau glaubte den Verlust ihres Gatten nicht zu überleben, die nach Verlauf eines Jahres wieder vermählt war?

Den Vortheil, den dem gemeinen Manne die Gewohnheit gewährt, zieht der Weise aus dem Nachdenken, wodurch wir im voraus vertraut mit den Dingen werden, und sie aufhören, uns fremd und ungewöhnlich zu scheinen. Wir lernen dabei einsehen, was an einem Ereigniß natürlich, und mithin nothwendig und unvermeidlich ist; und lernen das Gute so wie das Böse an den Ereignissen gehörig gegeneinander abwiegen. Nichts mildert die ersten Eindrücke eines Uebels mehr, als wenn wir uns darauf

gefaßt hielten. Sind wir durch Nachdenken auf ein Unglück vorbereitet, so bringt es lange keine so heftige Gemüthserschütterungen in uns hervor, als wenn es uns unvorhergesehen überrascht. Unsere Seele erhält durch eine frühzeitige Bekanntschaft mit den Unfällen, denen wir ausgesetzt leben, eine gewisse Stärke und Sicherheit, die sie unverletzlich macht, und uns den Vortheil gewährt, daß uns der Schmerz nicht so viel anhaben kann, als einem Andern, der auf seinen Angriff weniger gefaßt war. Wir müssen bedenken, daß wir Menschen sind, und daß wir in einer Welt leben, in der nichts vollkommen ist; daß, was Andern schon begegnet ist, auch uns treffen kann — und es kein Wunder ist, wenn ein Schwerdt auf unser Haupt herabfällt, das über Aller Häuptern aufgehängt war. Lassen wir uns in ein Unternehmen ein, so dürfen wir nicht vergessen, daß der Ausgang davon ungewiß ist, und daß es uns gar wohl begegnen kann, auf Hindernisse zu stoßen, die unsere Pläne vereiteln und zu nichte machen, so wie Anderer Hoffnungen vor uns gescheitert sind. Was für ein Recht haben wir, zu erwarten, es müsse uns jeder Wunsch gelingen — während

so viele Andere zusehen müssen, daß ihre schönste Hoffnungen unerfüllt bleiben, und die bestausgedachtesten Entwürfe eine schlimme Wendung nehmen?

Keifliche Ueberlegungen verrathen keine Furchtsamkeit. Im Gegentheil, statt Tadel zu verdienen, gereichen sie unserm Verstande zur Ehre. Wir werden dadurch belehrt, daß wir, anstatt uns wider einzelne Unfälle aufzulehnen, vielmehr darüber erstaunen sollten, daß unsere Wünsche nicht öfter durchkreuzt, und wir nicht früher von Uebeln eingeholt worden sind, die uns so nahe waren. Wir können uns die häufigen Beispiele von Unglücksfällen, die andere Menschen betroffen haben, nicht besser zu Nuße machen, als wenn wir bedenken, daß auch wir dergleichen Unfällen ausgesetzt leben. Es ist weise, auf Alles gefaßt zu seyn. Worauf wir nicht zum voraus bedacht gewesen, das befremdet uns, überrascht uns, und reißt uns mit sich fort. Der geringste Unfall kann uns gefährlich werden und ausser Fassung bringen, wenn wir nicht darauf vorbereitet sind. Es ist zu spät, auf Mittel zur Rettung zu denken, wenn Noth und Gefahr uns schon eingeholt haben.



Eine andere Pflicht, die uns die Weisheit auflegt — ob sie uns gleich zum Nachdenken und zur Aufmerksamkeit in allen übrigen Stücken ermahnt, und uns die Dinge zu prüfen empfiehlt — ist Gehorsam und Unterwürfigkeit unter die einmal bestehende Gesetze und Gebräuche eines Landes. Der große Haufe muß mit Gewalt zum Guten angehalten werden, und wenigstens aus Furcht vor der Strafe der Gesetze sich des Bösen so lang enthalten, bis er aufgeklärt genug denken gelernt hat, Laster und Unrecht ihrer innern Häßlichkeit wegen zu fliehen und zu verabscheuen. Bis wir unserer eigenen Vernunft zu gehorchen gelernt haben, ist es nothwendig, unter dem Zwange der Gesetze zu stehen, und einer Macht unterwürfig zu leben, die uns Ehrfurcht genug einflößt, und durch die Bewunderung und das Erstaunen, worin sie uns fortwährend erhält, uns geneigt macht, auf ihre Vorschriften zu achten. Herkommen und Gewohnheit sind es, die den Gesetzen Festigkeit geben, den Menschen am sichersten leiten, und ihn geneigt machen, dem Willen des Gesetzes Folge zu leisten; ja, die Gesetze reichen nicht einmal im:

mer so weit hin, als Gewohnheit und Herkommen, die den Menschen eben so tyrannisch beherrschen, als sie sich unmerklich bei ihm eingeschlichen haben.

Die Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche ist nicht zu zählen. Wir wollen hier nur die ungewöhnlichsten und auffallendsten anführen. In dem einen Lande ist es Sitte, seine Eltern, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, umzubringen, und zu verzehren. In einem andern herrscht die Gewohnheit, seine Söhne und Töchter durchreisenden Fremden zum Genusse anzubieten, und sich dafür bezahlen zu lassen. Andernwärts sind die Weiber gemeinschaftlich, und ein betagter Ehemann rechnet es sich zur Ehre, seine Frau einem jungen zum Weischlaf für eine Nacht abzutreten; oder es ist herkömmlich, daß die Weiber jeden Sieg, den sie über einen Mann davon getragen, durch ein Ehrenzeichen bemerklich machen, das sie in den Haaren tragen, und um so geachteter sind, als sie mehrere dergleichen Siegesdenkmäler aufzuweisen haben. An einem vierten Orte tragen die unverheirathete Mädchen kein Bedenken, öffentlich sehen zu lassen und zur Schau zu tragen, was die verehr-

lichten Weiber sorgfältig verbergen. An einem fünften ist es nichts ungewöhnliches, daß Frauen, sobald sie unter die Haube gekommen, höchst züchtig leben, die als Mädchen sich einem Jeden Preiß geben, und wenn die Frucht der Sünde sich zu ründen begonnen, ohne Scheu und vor Jedermanns Augen abtreibende Mittel gebrauchen; oder die auch selbst noch mit Vorwissen ihres Mannes, ihrer künftigen Treue unbeschadet, in der Brautnacht sich jedem Freunde und Bekannten ihres Mannes überlassen, der Lust zu ihnen bezeigt. Wieder andere trugen, ehe sie ihrem künftigen Gatten die erste Gunstbezeigung gestattet, ihr Kränzchen ihrem Landesherrn an; oder lebten zu zwölf und mehrern Paaren in gemeinschaftlicher Ehe beisammen, und tödteten nach ihrer Niederkunft unbestraft und mit eigenen Händen die Kinder, deren Gestalt ihnen mißfällig und nicht nach ihrem Sinne war. —

Sich hier ein Urtheil zu erlauben, und bei so vielen sich widersprechenden Gebräuchen zu entscheiden, welche lasterhaft sind und welche es nicht sind, ist allzuvielen Schwierigkeiten unterworfen. Der größte Haufen findet die Sitten verdamulich, die den Gebräuchen zuwider lau-

fen, in denen er erzogen ist. Der Weise enthält sich ein Urtheil zu fällen, aus Besorgniß sich zu irren, sich zu ereifern, und eine oder die andere Parthei mit zu viel Hitze zu vertheidigen. Wir müssen jede Parthei anhören, ehe wir ein Verdammungsurtheil über sie aussprechen. Die Wilden, die ihre vom Alter aufgezehrten Anverwandte abschlachten, sind der Meynung, sehr wohl daran zu thun, daß sie sie der Schmach entreißen, den Beschwerden des Alters länger ausgesetzt zu leben, und vielleicht gar von den Wölfen zerrissen, oder im Grab von Würmern angefressen zu werden, anstatt in den Gedärmen ihrer Nachkommen in frischen Lebenssaft umgeschaffen zu werden, und so gleichsam aufs neue und in ihren Enkeln fortzuleben.

Und ist es nicht vernünftiger, daß ein abgelebter und erschöpfter Ehemann seine Gattin einem Nüstigen freiwillig überlasse, und sich dadurch einen Beschützer und Freund erwecke, als, so wie er ausserdem zu thun verbunden ist, jeden Schritt und Tritt seine von Jugend und Gesundheit strotzende Hälfte ängstlich zu bewachen? —

Darius fragte einst einen Griechen: um welchen Preis er sich, nach der Sitte der Ju-

dier, darzu verstehen würde, seine verstorbene Angehörigen in seinen Magen zu begraben? — „Um keinen Preis der Welt,“ erwiederte der Grieche; und als er eben diese Frage an seine Landsleute richtete, und sie auszuforschen bemüht war, ob sie wohl geneigt wären, die Sitten der Griechen anzunehmen, und ihre Todten zu Asche zu verbrennen, erhielt er von diesen dieselbe Antwort: daß nichts in der Welt sie zu so etwas bereden solle.

Wie groß die Gewalt der Gewohnheit ist, und was sie vermag, geht über alle Beschreibung. Sie ist stärker als die Natur selbst; denn sie überwindet diese, und macht, daß Dinge unterbleiben, worüber wir weit mehr Ursache haben zu erstaunen, als über das Gegenheil. Der Mensch ist fähig, sich an alles zu gewöhnen. Keine Meynung ist abgeschmackt genug, kein Glaubensartikel so ungereimt, den uns die einmal bestehende Gewohnheit nicht vernünftig finden ließe; nichts ist so schwer, das sie uns nicht überwinden helfe. Gewohnheit kann und vermag alles, nichts widersteht ihr — am Ende trägt sie den Sieg davon. Vorurtheil, so wie Wahrheit, kommen gegen sie zu kurz — nach

und nach reißt sie beide mit sich dahin. Ihr Einfluß ist so unumschränkt, das Ansehen der Gesetze beruht so sehr auf ihr, und entlehnt von ihrer Gewalt so große Vortheile, daß es am klügsten gethan ist, uns ihr zu ergeben. Nur dem Weisen ist es erlaubt, näher vor sie hin zu treten, und ihr ins Antlitz zu schauen. Dem großen Haufen eine solche Freiheit gestatten zu wollen, dürfte gefährlich seyn; und es scheint mir am räthlichsten, jeder einmal eingeführten Landesitte mit Wort und That getreulich nachzuleben, ohne weiteres, und zwar nicht sowohl ihrer Gerechtigkeit und Vortreflichkeit wegen, als einzig und allein aus dem Grunde, weil es so herkömmlich ist, und Sitten, Gebräuche und Gesetze ein solches Benehmen den Staatsgliedern nun einmal vorgeschrieben haben.

In der Stille mag es der Vernunft erlaubt seyn, ein altes Herkommen wohl einmal vor ihren Richterstuhl zu ziehen; auf öffentlichem Markte aber kleidet sich ein weiser Mann wie andere Leute, und spricht und handelt nach dem Buchstaben der Gesetze. An einem einmal bestehenden Gesetz etwas ändern und verbessern wollen, ist höchst gefährlich; die Ruhe des Staats

wird dadurch bedroht, und selten sind die vorgeliebte Absichten so rein dabei, als man uns vorspiegeln will. Kein Gesetz behauptet deswegen sein Ansehen, weil es gerecht ist; der mystische Grund, der es aufrecht erhält, beruht auf Herkommen, Alterthum und Gewohnheit. Wer dem Gesetz nur allein um deswillen Gehorsam beweist, weil es vernünftig und gerecht ist, der gehorcht ihm nicht, wie er soll — unterwirft es seinem Urtheile, zieht es vor den Richterstuhl der Vernunft, stellt die Verbindlichkeit, ihm Folge zu leisten, in Zweifel, und macht, daß die Ehrfurcht, die ein Jeder seinem Fürsten gezollt, und womit das Wohl des Staats verknüpft war, nicht mehr so fest und unangefochten steht, wie bisher.

Wie viele Gesetze und Gewohnheiten hat die Welt nicht aufzuweisen, wobei die Menschen, ihrer Wunderlichkeit, Ungereimtheit und Widersinnigkeit ohnerachtet, in größter Eintracht ruhig und friedlich und so vergnügt zusammen gelebt, als wenn sie nach den weisesten und erhabensten Gesetzen regiert worden wären. Ein jeder Veränderungsüchtiger ist ein Feind seines Vaterlandes. Was einmal besteht, ist gut — die mensch-

liche Natur gewöhnt sich an alles. Es ist grausam, die Menschen von ihren einmal angenommenen Gewohnheiten abbringen, und eine andere Ordnung der Dinge einführen zu wollen. Lassen wir die Welt wie sie ist; Neuerungen bringen Gefahr. Selten handeln die hochgepriesene Reformatoren aus reinen Absichten, mehrtheils machen sie nur Uebel ärger, und überschwemmen die Welt mit wirklichen Uebeln, in deß sie vorgeben, damit beschäftigt zu seyn, die Menschen glücklicher zu machen. — Die Scheingründe, womit sie ihre vermeintlichen Rechte zu einer Umschaffung der Dinge zu beschönigen suchen, halten nicht Stich, und können die Vermessenheit nicht entschuldigen, daß sie sich unterfangen, aus einem andern Stoff gebildet und klüger seyn zu wollen, als so viele Andere vor ihnen, die lieber ihre Meynungen für sich behielten, als, um sie einzuführen, eine ganze Verfassung umzustürzen.

Den Eigendünkel abgerechnet, der sich so leicht mit einschleicht, wenn wir Etwas besser zu wissen und einzusehen vermeynen, als unsere Vorfahren — begegnet es uns auch nicht selten, daß wir ein zu rasch gefälltes Urtheil wieder zurück-

nehmen, und eine Gewohnheit am Ende bestehen lassen müssen, die uns anfangs lächerlich vorkam. Viele Gewohnheiten ist es auch billig, der Schwachen wegen, unangetastet zu lassen. Unsere Gedanken und Meynungen gehören zwar uns zu; was aber das Aeussere in unserm Benehmen anbelangt, darüber hat die Welt ein Wort mitzusprechen.

Das Ceremoniel, obschon der Gewohnheit untergeordnet, beherrscht den Menschen nicht weniger tyrannisch; und es ist die Pflicht des Weisen, sich auch hierinnen vorzusehen, um nicht mit so vielen Andern unter sein Joch zu gerathen, und seinetwegen, wie so viele seiner Sklaven thun, nicht Gesundheit, Ruhe und Vergnügen aufzuopfern — der Mode blindlings, so wie der große Haufe, zu gehorchen, ihr in allen Stücken unterwürfig zu seyn, und sie zu seinem Götzzen zu machen.

Andern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, oder sich so gegen sie zu betragen, wie sich's gebührt, und sie's verdienen, ist ein weiteres Gebot der Weisheit. Der Rechtschaffene entzieht

Niemanden das Seine, und erweist einem Jedem, was ihm zukömmt; sich mit eingeschlossen.

Nichts erschwert es uns aber mehr, den Geboten der Weisheit hierin Folge zu leisten, gegen Andere stets gefällig zu seyn, und uns nach ihren Wünschen zu fügen, als wenn wir einmal angenommenen Gewohnheiten dergestalt ergeben, besondern Launen und Eigenheiten so sehr unterworfen sind, oder einer besondern Lebensweise so fest anhängen, daß wir uns nicht davon losreißen, und in unserm gewöhnlichen Gange unterbrochen werden können, ohne nicht aufgebracht, verdrüsslich und mürrisch zu werden. Wer so sehr in seine Ideen verliebt ist, daß er nicht davon abgehen, Andern nicht nachgeben, und seinen Willen dem ihrigen zu Zeiten unterordnen kann, verräth große Eigenliebe, und gibt zu erkennen, daß er ein Sklav seiner selbst ist. Sey er übrigens noch so frei, sein Leben bleibt eine Verkettung tausendfacher Verdrüsslichkeiten und Unannehmlichkeiten. Nichts trägt mehr zur Erhaltung unserer Ruhe bei, als wenn es uns leicht fällt, uns in alles zu schicken, uns nach Jedermann zu richten, mit einem Jeden umzugehen, und so wie Zeit und Umstände es erfors

o

dern, fröhlich mit den Fröhlichen, mit den Ge-
setzten ernsthaft, mit den Betrübten traurig zu
seyn.

Je vorzüglicher ein Mensch ist, desto leutseliger und umgänglicher ist er — desto leichter weiß er mit Andern, und Andere wieder mit ihm fertig zu werden. Sein Geist umfaßt jedes Vergnügen; für jeden Unfall weiß er Rath.

Die Befolgung nachstehender Regeln erleichtert uns den Umgang mit Andern:

1. Sey bescheiden und verschwiegen.

2. Gib kein Befremden über dasjenige zu erkennen, was um dich her gesagt und gethan wird, möge es auch noch so sehr wider die Begriffe anstoßen, die du von dergleichen Dingen hast.

3. Verrathe kein Bestreben, mit dem, was du weißt, zu glänzen. Sey geneigter, zuzuhören, als mitzureden; von Andern zu lernen, als Andere zu unterrichten. Lege es nicht sowohl darauf an, daß man dich kennen lerne, als daß du Andere kennen lernest. Sprich wenig von dir selbst, und verlange dich nicht zu erheben.

4. Widerspreche nicht; begehre Andere nicht zu belehren.

5. Ohre zudringlich zu seyn, nimm an allem, was vorgeht, Antheil.

6. Laß dich nicht, um wunderbar scheinende Dinge zu sagen, und Aufmerksamkeit zu erregen, hinreißen, unüberlegte Dinge zu sagen.

7. Sey nicht absprechend; vermeide zu entscheiden, und Andere berathen zu wollen. Sey offen gegen Jeden, ohne deshalb plauderhaft zu seyn, und deine Gedanken zu verrathen. Sey stets auf deiner Huth, und laß kein Wort über deine Zunge gehen, ohne Vorwissen deines Verstandes.

Die Regeln, welche die Auswahl unsers nähern Umgangs betreffen, sind folgende:

1. Bemühe dich, wenn es seyn kann, mit keinem Andern als solchen umzugehen, die dir an Verstand und Einsichten überlegen sind; damit dein Geist sich stets mehr erhebe, schärfe und bilde — damit du vorwärts, und nicht rückwärts gelangest; wie das der Fall ist, wenn wir mit Menschen Umgang pflegen, die zu tief unter uns stehen.

Fordre nicht, daß sich Alles nach dir richte. Laß Jedem seine Meynung, und verlange nicht, daß, was dir gefällt, Jedem wohlgefalle, noch

daß Andere, Vergnügen, die für dich keinen Reiz haben, auch nicht anziehend finden sollen.

3. Laß dich nicht gleich jedes harte Wort, das Andern entfällt, verdrüsslich machen. Nimm gerne Rath an; sey willig, dich belehren zu lassen. Ohne dich an die Form zu kehren, die oft rauh ist, halte dich an den Sinn der Worte deiner Freunde. Ist es männlich, Andere mit Festigkeit und Entschlossenheit zu ermahnen, und an ihre Pflicht zu erinnern, so ist es nicht weniger männlich, auch von Andern harte Worte sich gefallen zu lassen, und nicht aufgebracht darüber zu werden, wenn die Absicht dabei gut ist. Es bringt uns wenig Vortheil, weibisch behandelt, geschmeichelt zu werden, und uns in allem nachgegeben zu sehen.

4. Bleibe überall der Wahrheit treu, und vernimm sie gern, von welcher Seite sie sich hören läßt. Ist das Recht auf Seiten deines Gegners, so beharre nicht eigensinnig auf deiner Meynung. Es ist weit rühmlicher, über uns selbst den Sieg davon zu tragen, und uns von der Wahrheit belehren zu lassen, als unsere Meynungen zu behaupten, und gegen Andere

zu verfechten, wenn die Wahrheit auf Seiten unserer Gegner ist.

5. Bediene dich in Streitigkeiten mit Andern keiner andern als erlaubter Rechtsgründe, und verschaffe der Wahrheit den Sieg auf keine unedle Art.

*

Weltklugheit ist eine andere unentbehrliche Eigenschaft im Umgang mit andern Menschen.

Durch Gerechtigkeit, Güte, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit machen wir uns bei Andern beliebt, machen sie geneigt, uns Beistand zu leisten, und uns in der Erfüllung unserer Wünsche förderlich zu seyn. Durch Klugheit stellen wir uns vor fremdem Schaden sicher. Einen richtigen Takt von andern Menschen zu erlangen, ihre Neigungen, ihre Gesinnungen und Absichten kennen zu lernen, ihre Launen, ihre Liebhabereien, ihre Kräfte und Fähigkeiten zu erforschen, um darnach beurtheilen und abnehmen zu können, was wir von ihnen zu gewarten haben, in wie weit wir uns auf sie verlassen, ob wir ihnen vertrauen dürfen, oder ob wir sie zu fürchten und zu vermeiden haben, —

dieß, verbunden mit einer vollständigen Uebersicht und genauen Kenntniß der Beschaffenheit der Dinge, über die wir mit andern Menschen verhandeln, macht die Grundlage ächter Weltklugheit aus. Der mögliche Ausgang eines Unternehmens muß vom Anbeginn der Unternehmung unserm Verstande gegenwärtig seyn. Nirgends finden sich hierüber allgemeine Regeln. Umstände und Lage, Zeit und Ort, noch weit mehr aber die Verschiedenheit der Denk- und Sinnesart der Personen, mit denen wir zu thun haben, so wie die besondere Eigenthümlichkeit unseres Temperaments, erfordern jeden Tag die Befolgung eines andern Plans, und setzen uns in die Nothwendigkeit, andere und bessere Maasregeln zu ergreifen.

Dabei ist es, wo nicht noch nothwendiger, doch eben so nothwendig, daß wir vor allem andern den Werth der Dinge gehödig schätzen lernen, nach denen wir streben, ihnen den Rang anweisen, der ihnen zukommt, und uns nicht von Wahn und Einbildung verführen lassen, sie höher oder geringer zu achten, sie heftiger zu begehren, oder sie mehr zu verabscheuen, als sie's verdienen.

Die Klippen, die wir bei Würdigung der Dinge am meisten zu fürchten haben, sind Volkswahn, und die Meynung des großen Haufens, der die Sachen nicht sowohl nach ihrem innern Werth und Gehalt schätzt, als nach ihrer Neuheit und Seltenheit — nach der Mühe und Anstrengung, die erforderlich ist, ihrer habhaft zu werden — den Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben, um zu ihrem Besitze zu gelangen; so wie vorzüglich nach dem ihnen beiwohnenden äussern Glanze, dem Aufsehen und Lärmen, das sie erregen. Was zu erlangen keine Mühe kostet, was wenig Zeit und Aufwand erfordert, was nicht künstlich zusammengesetzt, was schlicht und einfach ist, wird gering geschätzt. Was die Natur hervorbringt, steht in den Augen des gemeinen Mannes der Kunst nach; was nicht ungewöhnlich schwer zu begreifen und auseinander zu legen ist, hat keinen Reiz für ihn. Der Schein ist ihm lieber, als die Wahrheit; das Fremde und Geborgte zieht er dem Eigenen vor. Der Weise versäumt dagegen nicht, auf das Innere der Sachen sein Augenmerk zu richten, sie nach ihrem wahren Werthe in Anschlag zu bringen, und sich nicht daran zu kehren, ob

derselbe dem großen Haufen verborgen bleibt, oder offenbar wird. Das Nützliche bestimmt seine Wahl; das Uebrige kommt in keine Erwägung bei ihm.

Allein, es ist mehreren Schwierigkeiten unterworfen, die Wahrheit zu erforschen, der Gesundheit, den Reichthümern, der Schönheit, und Gelehrsamkeit, ihren gebührenden Rang anzuweisen — kurz, den innern Werth einer Sache zu ergründen, als dieselbe nur dem Neusehern und ihrer glänzenden Seite nach zu beurtheilen. In nichts weichen die Meynungen der Menschen mehr voneinander ab, als in Würdigung der Glücksgüter dieser Welt. Der Eine wünscht sich körperliche Stärke, und zieht die Gesundheit des Leibes der Rechtschaffenheit vor, worin die Gesundheit der Seele besteht. Ein Anderer setzt auf körperliche Schönheit mehr Werth, als auf Weisheit, die Schönheit des Geistes — bewirbt sich um körperliches Vergnügen, und achtet die Vorzüge gering, welche Tugend und Edelmuth der Seele des Menschen gewähren.

*

Sind wir endlich dahin gelangt, und haben die Kunst erlernt, die Dinge gehörig zu würdi-

gen, und keiner Sache einen höhern oder geringern Werth zuzuschreiben, als ihr wirklich beizwohnt; so haben wir uns demnächst bei der Auswahl der Güter, die sich uns anbieten, einestheils vor Uebereilungen in Acht zu nehmen, anderntheils aber Sorge zu tragen, wenn wir unter mehreren Gütern zugleich wählen, daß wir weder in Absicht auf Pflicht, noch in Ansehung des Vergnügens, dem wir entgegen sehen, nicht zu lang unentschlüssig bleiben.

Wissen wir uns nicht zu entschließen, und scheinen uns beide Vortheile, die wir zu erlangen wünschen, gleich groß und wichtig; so ist die beste Regel, die wir zur Beschleunigung eines baldigen Entschlusses befolgen können, diese: daß wir uns auf die Seite hinneigen, die am ehrenvollsten und gerechtesten ist. Schlagen unsere Hoffnungen gleichwohl fehl, und sehen wir uns in unsern Erwartungen getäuscht; so beruhigt uns wenigstens der Gedanke, unsere Pflicht gethan zu haben.

Sobald über eine vorhabende Handlung ein Zweifel in unserer Seele entsteht, können wir keinem sicherern Leitfaden folgen, als dem, zu thun, was recht ist und mit unseren Pflichten

übereinstimmt. In allen Collisionenfällen fahren wir am besten, wenn wir das befolgen, was uns das natürlichste scheint.

Drittens kommt es bei Bestimmung unsers Willens in Auswahl der Dinge auch vorzüglich darauf an, daß wir die rechte Zeit ergreifen, den günstigen Augenblick zu treffen wissen, und ihn nicht vorüber gehen lassen. Nichts in der Welt läßt sich übereilen. Eine der vornehmsten Lehren der Weisheit ist: alles mit gehöriger Mühe zu verrichten. Auch das Gute will seine Zeit haben. Wer seine Unternehmungen von einem günstigen Erfolg begleitet sehen will, der lerne den rechten Zeitpunkt abwarten, die Umstände gehörig vorzubereiten, und so lange zuzusehen, bis sie ihm günstig sind. Selbst das Gute kann zu früh geschehen, und dadurch seinen Zweck verfehlen, daß es mit zu wenig Vorsicht und allzugroßer Hestigkeit ausgeführt wird. Allzugroßer Eifer schadet, verleitet zu Uebereilungen, und läßt keine Ueberlegung zu. Was wir zu leidenschaftlich und mit zu viel Hitze anfangen, gelingt selten, oder doch nicht so gut und vollständig, als es ausserdem hätte gelingen können. Zu viele Langsamkeit, Schläfrigkeit und Trag-

heit, heißt auf der entgegengesetzten Seite fehlen. Am besten ist es, langsam in der Wahl, und schnell in der Ausführung zu seyn.

*

Der letzte Rath, den uns die Weisheit ertheilt, besteht in der Ermahnung: den Tod stets vor Augen zu haben. Das letzte Stündlein ist der Meistertag. Hier weist es sich aus, wie wir gelebt, was für Früchte wir aus unsern Studien gezogen haben; wie wir die gemachten Erfahrungen benützt, und was aus uns geworden ist. Es läßt sich nicht eher ein Urtheil über einen Menschen fällen, als bis er sein Stündlein überstanden, und seine Rolle ausgespielt hat. Dies ist die letzte Probe, die wir zu bestehen haben, und die über unser bisher geführtes Leben zu entscheiden hat. Das Ende krönt das Werk; der Tod beschließt das Leben.

Als Epaminondas, der Erste unter den Griechen, einmal befragt wurde: welchen er von den übrigen Griechen nach sich am höchsten schätze; so ertheilte er zur Antwort: „Laßt uns erst den Tod der Männer abwarten, ehe wir ein Urtheil über sie fällen.“ — Bei jeder andern Verrich-

tung im menschlichen Leben kann Verstellung statt finden; beim Sterben nicht. Der Tod zieht den Handlungen die Maske ab. Zu sterben gelernt haben, auf den Tod stets gefaßt und vorbereitet zu seyn, ist der Weisheit schönste Frucht. Wer ruhig zu sterben versteht, der hat sein Leben nicht übel angewandt; wer es nicht gelernt hat, der hat die ihm vergönnte Zeit schlecht benutzt. Wer wohl zu leben verlangt, muß den Tod so vor Augen haben, wie der Schütze, der ins Schwarze treffen will, das Ziel. Die Kunst zu sterben ist die Wissenschaft der Freiheit; sie heilt uns von aller Furcht, und macht, daß unser Leben sanft dahin fließt. Ohne sie ist es eben so wenig möglich, vergnügt zu leben, als es möglich ist, einer Sache froh zu werden, wenn man immer besorgt lebt, sie zu verlieren.

Der Tod kann uns wenig beängstigen, wenn wir dahin bemüht waren, daß unsere Laster vor uns starben. Wohl gelebt zu haben, ehe wir sterben; wann uns der Tod einmal einholt, nichts weiter zu thun haben, als uns ihm hinzugeben, und sonst nichts benöthigt zu seyn, als uns hinzulegen und die Augen zu schließen;

dem Tode mit Gelassenheit entgegenzusehen, ohne von uns und Andern weiter etwas zu erwarten; gern und freiwillig zu sterben: — eine größere und für uns wichtigere Kunst gibt es nicht.

Einige fliehen vor dem Tode, während Andere ihm, als einem Uebel, dem Niemand entgegen kann, mit Gelassenheit entgegensehen, und ihn, als an sich gleichgültig und nichtsbedeutend, zu verachten scheinen. Andere rufen ihn herbei, als den Befreier von allem Uebel, und gehen so weit, daß sie Hand an sich legen. Wer hat Recht? — Den Tod zu fürchten, ist unvernünftig, und verräth große Schwachheit. Denn obgleich nichts in der Welt mehr gefürchtet wird, als der Tod, so ist doch nichts in der Welt, was der Mensch weniger kennen zu lernen, und in Abscheu zu nehmen Gelegenheit hätte, als eben der Tod; der endlich auch aus dem Grunde nicht geradezu ein Uebel genannt werden kann, weil es so viele Fälle gibt, wo er eher als das Gegentheil und als ein Gut dem Menschen erscheint, das ihn von allem Uebel erlöst und frei macht.

Es ist bloßer Volkswahn, und keine Wahrheit, daß der Tod ein so großes Uebel sey. Der Weise lehrt ihn uns als eine Befreiung aller Leiden ansehen, und als ein Glück zu betrachten, das uns in einen sichern Hafen geleitet. Nie hat der Tod noch einen Menschen verletzt, und ihm Leids zugefügt. Von Allen, die ihn kennen gelernt haben, sind noch keine mit Klagen wider ihn aufgetreten. Wenn er ein Uebel ist, so ist er wenigstens von allen Uebeln in der Welt dasjenige, was uns am wenigsten Leids zufügt. In der Einbildung allein besteht das Fürchterliche an ihm. Wir fürchten uns vor ihm, ohne ihn zu kennen; wir verabsehen ihn, ohne zu wissen, was an ihm ist. Wie unvernünftig ist es aber nicht, sich so sehr vor Etwas zu fürchten, das man weder kennt, noch jemals kennen zu lernen Gelegenheit finden wird. — Deshalb sagte irgendwo ein Weiser: „Den Tod so fürchterlich abzuschildern, wie wir zu thun pflegen, heiße, ohne Sachkenntniß den Einsichtsvollen spielen wollen, und Etwas zu kennen vorgeben, von dem noch nie ein Sterblicher Kunde eingezogen habe.“ Sokrates benahm sich einst ganz anders hiers

bei. „Wenn ich Euch bitten wollte,“ sprach er zu seinen Richtern — „das Todesurtheil nicht über mich auszusprechen, so müßte ich besorgen, mich vielleicht um Etwas zu bewerben, das mir nachtheilig seyn könnte, da ich nicht weiß, was es heißt, des Todes zu erblaffen. Die, welche sich so sehr vor dem Tode fürchten, geben uns ein Recht, vorauszusetzen, daß sie wissen, und es ihnen bekannt geworden, was der Tod ist; ich für meinen Theil, der nicht weiß, was es heißt, zu sterben und nicht mehr zu seyn, bescheide mich, kein Urtheil in einer so wichtigen Sache zu fällen, und lasse alles lieber dem Himmel anheim gestellt seyn. Was ich als böse kennen gelernt habe, nämlich seinem Mitbruder übel zu wollen, und ihn zu verwortheilen, das fliehe ich; den Tod aber, von dem ich nicht weiß, was für eine Beschaffenheit es damit hat, kann ich nicht fürchten. Und da ich mithin auch nicht wissen kann, was mir am zuträglichsten ist, zu sterben oder nicht zu sterben; so mögt Ihr über mich beschließen, was Euch gut zu seyn dünkt.“

Warum sollten wir uns auch vor dem Tode so sehr fürchten? Wie viele Weiblein vom

zartesten Gefühl finden sich nicht in den Verlust einer geliebten Person, und trösten sich in kurzer Zeit darüber, den Gatten oder das Kind nicht mehr zu besitzen, das ihnen der Tod entrissen. — Sollte die Weisheit Männer das nicht erträglich finden lehren, was Zeit und Gewohnheit dem gemeinen Menschen erträglich machen? Wozu nützt uns alles Wissen, wenn wir dadurch keinen Vorzug vor Thoren aufzuweisen haben, und zusehen müssen, daß Zeit und abgestumpfte Empfindung den großen Haufen weiter bringen, und besser berathen, als uns die Bücher und der Weisheit so hoch gepriesene Lehren? — Zudem ist es auch unbillig und ungerecht, den Tod zu fürchten: Denn wenn er im Stande ist, uns von so vielen Leiden zu befreien, warum uns vor ihm fürchten? Auch macht die Furcht vor dem Tode, daß wir uns gleichsam selbst bestehlen, und die Tage in Sorgen zubringen, an denen wir fröhlich und guter Dinge seyn könnten. Heißt das aber nicht, sein eigener Feind seyn, und sich übel wollen, wenn man einer grundlosen Furcht halber nicht so glücklich lebt, als Natur und Umstände es ausserdem zu seyn gestatteten? —

Der allein kann sich rühmen, frei zu seyn, der den Tod nicht fürchtet. Wer zu sehr am Leben hängt, ist ein Sklave und von Andern abhängig. Der Tod ist der alleinige Ausgang zur Freiheit, den uns zu wehren in Niemandes Gewalt steht. Es gibt kein wirksameres Mittel wider alle Leiden, die uns betreffen können, als er. Was könnte mithin thörigter seyn, als sich das Leben aus Furcht vor dem Tode zu verbittern, und die Bitterkeit des Todes durch übertriebene Anhänglichkeit ans Leben zu vergrößern.

Und ich bitte Euch, überlegt wohl, was Ihr Euch wünschet, wenn Ihr unsterblich zu seyn begehrt. Dann erst würden wir das Leben unerträglich finden, wenn uns kein Ausgang aus demselben frei gelassen wäre, und wir hier endlos verweilen müßten, wir mögten wollen oder nicht. Chiron verbat sich die Unsterblichkeit mit allem Vorbedacht. Und es steht zu besorgen, daß wenn dem Tode nicht ein wenig Bitterkeit beigelegt wäre, wir allzu willfährig seyn würden, uns ihm an den Hals zu werfen.

Das gewöhnliche Hülfsmittel, der Furcht vor dem Tode dadurch zu entgehen, daß man

¶

seiner nicht gedenke, ist ein höchstgefährlicher Rath — und weit klüger ist es, desselben stets gewärtig zu seyn, und sich oft in Gedanken mit seinem Ende zu beschäftigen. Denn, überrascht uns der Tod unvermuthet, und ohne daß wir darauf vorbereitet sind, so ist des Jammers und Wehklagens kein Ende. Wir können nichts anders erwarten, als daß uns begegnet, was so vielen Andern vor uns begegnet ist, und daß uns der Tod in jeder Stunde überfallen kann. Ungewiß, wann und an welchem Ort, ermahnt uns die Weisheit, aller Orten auf ihn gefaßt zu seyn, und nach dem Beispiele der Egyptier, sein Bild mitten im Vergnügen vor unsere Seele zu bringen; nicht um uns zu betrüben, und die Freude um uns her in Klagelieder zu verwandeln, sondern um nicht zu versäumen, zu leben und des Lebens seiner Kürze wegen desto froher zu werden.

Und worin bestehen die Klagen derer, die sich so sehr wider dies Gesetz der Natur auflehnen? Sie bejammern es, in der Blüte ihrer Jugend, und, wie sie vorgeben, in ihren besten Jahren abgefordert zu werden; als ob das Leben sich der Elle nach ausmessen ließe, und, nach

der Meynung des großen Haufens, der alles nur immer nach seinem Maaße und Gewicht schätzt, um so viel glücklicher ausfallen müßte, als länger seine Dauer gewesen sey — da doch, wie uns die Erfahrung belehrt, jede Sache gewöhnlich um so kürzer währt, je köstlicher sie ist. Der Weise, der Held, und der tugendhafte Mann, die ihr Leben sich und Andern nützlich zu machen, es wohl zu gebrauchen und anzuwenden wissen, — diese allein, und nicht der von seiner Leidenschaft abhängige Mensch, dem sein Leben eine Last ist, sollten sich wünschen, ihre Tage verlängert zu sehen. Die Tugend ist von der Lebensdauer unabhängig. Das Leben mißt sich nach seinem Ende: — ist dieses gut, so war alles gut. Ein längeres Leben ist darum nicht immer auch ein um so viel glücklicheres Leben. Ein klein gestalteter Mensch ist deshalb nicht weniger ein Mensch, als ein größerer.

Anderere beklagen sich darüber, daß der Tod sie entfernt von den Ihrigen überrascht; daß sie dahin müssen, ohne die Thränen ihrer Freunde, ihrer Kinder und Angehörigen auffammeln zu können — ohne vielleicht eine Grabstätte zu fins

den, oder von denen erkannt zu werden, die sie zur Erde bestatten. Wenn ihnen der Tod wenigstens Zeit gelassen hätte, zu den Ihrigen zurückzukehren, und in Ruhe zu verschneiden, fahren sie fort zu klagen — während Andere dem Tode auf dem Schlachtfeld, ohne viel an ihn zu denken, mit Pfeileschnelle entgegen eilen, und ihr Grab, bis zum letzten Augenblick ihres Lebens mit voller Lebenskraft ausgerüstet, unter den Leichen ihrer Feinde finden. —

Kinder, die sich vor Verlarvten fürchten, hören zu weinen auf, wenn man den Schreckbildern ihrer Phantasie die Larve vom Gesicht nimmt. So ist es mit dem Tode. Der dem Scheine nach qualvollste und beschwerlichste ist nur in unserer Einbildung fürchterlich — an sich will er mehr nicht sagen, als der gewöhnliche Tod, den so viele Kinder und Weiber vor uns schon bestanden haben. Oder glauben wir, wenn wir zu früh erblaßten, die Welt nicht genug genossen zu haben? Ein Tag ist dem andern gleich. In Einem Jahre können wir der Welt so überdrüssig werden, als Andere ihrer nicht in Fünfzig. Schmerzt es uns, von unsern Freunden Abschied nehmen zu müssen: — Wo

wir hingehen, finden wir neue, und die wir zurück lassen, folgen uns bald nach. Hinterlassen wir Kinder: — Gott war früher ihr Vater als wir; sollten wir sie mehr geliebt haben, als Er sie lieben wird, oder besser gewußt, was ihnen frommt und nützlich ist, als es Gott einsieht? Allein und ohne Gesellschaft dürfen wir auch nicht besorgen die Reise anzutreten; in der Stunde, wo wir von der Welt scheiden, sterben viele Hundert zugleich mit uns. Was wir zurück lassen, werden wir da, wo wir hinkommen, wenig vermissen. Vielleicht würden wir uns sogar weigern, wenn es uns frei stünde, das Leben, aus dem wir scheiden, wieder aufzunehmen, und dasselbe eben so wenig von vorne anfangen wollen, als wir uns zum Leben überhaupt nicht verstanden haben mögten, wenn wir anfangs hätten wissen können, worin es besteht. Nach dem Ausspruch aller Weisen werden wir entweder besser daran seyn, als wir hier waren; oder gar nicht mehr seyn. Warum uns also vor dem Tode so sehr fürchten? Laßt uns das Leben verlassen, wie wir dasselbe anfangen — ruhig, gelassen, und ohne viele Besorgniß. Oder mißfällt euch der Tod, der Verzerrungen der

Gesichtsbildung wegen so sehr, die wir bei Sterbenden wahrnehmen? Beruhiget euch. Was ihr erblickt, ist der Tod nicht, es ist nur sein Aeusseres; es ist blos die Maske, hinter der er das Gute und Kostliche verbirgt, was an ihm ist. Die nach ihm ausgeschiedt waren, um zu erfahren, was an ihm sey, haben sich, allzu feig und furchtsam, nicht bis zu ihm herangewagt. Was sie uns davon hinterbracht haben, war nicht sowohl, was sie selbst gesehen und erfahren, als was sie von Andern gehört und aufgefangen haben. Am besten ist es, dem Tode, da er doch einmal nicht zu vermeiden steht, geruhig entgegen zu sehen; des Lebens so lange zu genießen als wir können, und klopft er an, ihm die Thüre nicht zu verschließen.

Je ruhmvoller unsere Tage dahinflossen, je friedlicher und verträglicher wir gelebt, und der Lehren der Weisheit eingedenk gewesen, um so leichter fällt es uns, dem Tode ins Angesicht zu schauen, und ihm, wenn er sich anmeldet, ruhig unter die Augen zu treten. Ihm auf der andern Seite entgegen zu gehen, und ihn gewaltsam herbei zu rufen, wäre wieder unrecht. Den Tod allzusehr zu fürchten, oder im Gegen-

theil das Leben nicht zu ertragen wissen, ver-
rätth gleiche Schwäche.

Zu sterben, ist etwas natürliches, so nöthig
als unvermeidlich, so vernünftig als billig. Es
ist natürlich: Denn der Tod macht einen Theil
des Ganzen aus, und gehört zur Ordnung der
Dinge, der wir, bis die Reihe an uns kommt,
vom Schauplatz wieder abzutreten, Leben und
Daseyn zu verdanken haben. Den Tod aus der
Schöpfung verbannt wissen zu wollen, hieße
unfertwegen eine neue Schöpfung der Dinge,
und die Zerstörung der bisherigen Ordnung for-
dern. Der Tod spielt eine zu wichtige Rolle
unter den Lebendigen, als daß wir seiner ent-
behren könnten. Ihm verdankt jedes neue Leben
seine Entstehung; was hinsinkt, faßt er auf, um
aus seiner Asche ein neues Wesen hervorzubrin-
gen. Er ist nicht weniger ein Theil von einem
Jeden insbesondere, als er ein Theil vom Gan-
zen ist, und uns eben so wesentlich, als gebo-
ren zu werden. Ihn fliehen, heißt vor uns
selbst fliehen. Wir bestehen beides aus Leben
und Tod zu gleichen Theilen. Unter der Bedin-
gung, das Leben dereinst wieder zu verlassen,
sind wir geboren. Wer Beschwerden wider den

Tod führen wollte, hätte nicht zu leben anfangen sollen. Dieß ist der Preis, den die Natur auf das Leben gesetzt hat, daß wir dem Tode dereinst zur Beute werden. War es uns recht, ins Daseyn gerufen zu werden, so müssen wir uns auch dazu verstehen, das Leben dereinst wieder zu verlassen. Wir werden geboren, um zu sterben. Der Tag unserer Geburt steuert sowohl auf den Tod zu, als er von unserm Leben den Anfang macht. Auf den Tod zürnen, heißt sich darüber ärgern, daß man ein Mensch, und nicht unsterblich geboren ist. Darum gab ein Weiser der Vorzeit, als man ihm die Nachricht vom Tode seines Sohnes hinterbrachte, gelassen zur Antwort: „Wußte ich es doch, daß ich keinen Unsterblichen erzeugt.“ — Warum aber was natürlich, und dem Menschen so wesentlich ist, so sehr fürchten! Die Leiden, die dem Tode voran gehen, dürfen wir allenfalls fürchten, und ihnen zu entgehen wünschen; den Tod selbst aber zu fürchten, ist unnatürlich; und es läßt sich nicht erwarten, daß uns die Natur wider eine Sache einen so großen Abscheu eingeflößt haben sollte, von der sie und wir so großen Nutzen ziehen.

Kinder und Thiere fürchten sich ganz und gar nicht vor dem Tode. Sie sterben ohne Murren, gelassen und ruhig. Es ist demnach nicht die Natur, von der wir die so große Furcht vor dem Tode her haben, vielmehr lehrt sie uns, ihn gelassen zu erwarten. Zudem ist der Tod auch unvermeidlich; also wozu unsere Thränen, das Seufzen und Wehklagen? Warum an einer Thüre anklopfen, von der wir wissen, daß sie uns verschlossen bleibt? Wozu Jemand um Etwas angehen, dessen Unerbittlichkeit uns bekannt ist? Was beweglich und ungewiß ist, dagegen ist es vernünftig seine Maasregeln zu ergreifen; was aber fest und unbezwingbar ist, wie der Tod, darwider gibt es kein anderes Mittel, als sich gefaßt darauf zu halten. Es ist Thorheit, was unwiederbringlich verloren ist, zurück zu verlangen; das Unvermeidliche zu fürchten.

Endlich ist der Tod aber auch etwas Billiges und Vernünftiges. Denn es wäre widersinnig, an einem Orte nicht anlangen zu wollen, worauf man unausgesezt zugeht. Wir müßten anhalten, oder auf halbem Wege wieder umkehren können, wenn wir unterwegs zu bleiben verlangten. Das aber steht nicht in unserer Gewalt.

sinnlicher Vergnügungen, ohne an etwas anderm Theil zu nehmen, als was uns gefällt, unsern Neigungen schmeichelt, und unser Vergnügen angeht. So ist es nicht gemeynt. Denn sonst hätte der Weise, der dem innern Frieden so viele Opfer bringt, und so mühsam nachstrebt, vor so vielen Weiblein, die in Gemächlichkeit sich der Länge nach auf dem Sopha ausstrecken, sich bedienen und aufwarten lassen, und den Becher der Lust, so lang er dauert, nicht von den Lippen wegbringen, wenig voraus.

D r i t t e s B u c h .

Dieses Buch ist bestimmt, die nähere Verhaltensregeln anzugeben, die zur Glückseligkeit führen, an deren Spitze die vier Haupttugenden, die Klugheit, die Gerechtigkeit, die Standhaftigkeit, und die Mäßigung, stehen.

Das Geschäft der Klugheit besteht in der Leitung unserer selbst. Die Gerechtigkeit hat darauf zu sehen, daß wir Andern zu Theil werden lassen, was ihnen zukömmt. Muth, Standhaftigkeit, Mäßigung, Fassung, und Entschlossenheit, gebrauchen wir endlich, um die Zufälle und Ereignisse, die uns auf der Lebensreise zu stoßen, wohl zu bestehen.

K l u g h e i t .

Die Klugheit macht, an und für sich betrachtet, nicht sowohl eine eigene und besondere Tug-

gend aus, und ist mehr als Aufseherin, Verwaltungerin oder Vorsteherin der übrigen anzusehen. Sie ist das Salz, das die Tugenden vor der Fäulniß bewahrt; sie hebt, ihnen Geschmack und Farbe gibt. Sie ist für das moralische Wohl des Menschen, was die Arzneikunde für die Gesundheit ist: was diese zur Erhaltung unsers Körpers beiträgt, das bewirkt die Klugheit zum Vortheil unsers innern Wohlseyns. Sie belehrt uns, was wir zu thun, was für eine Auswahl wir unter den Dingen zu treffen haben; welche wir fliehen und vermeiden, und welchen wir nachstreben und sie zu erhalten suchen sollen. Ihr Auge wacht über alles, erforscht alles, durchdringt alles; durch sie lernen wir den wahren und innern Werth der Dinge einsehen, lernen uns bestimmen, unsere Neigungen ordnen, und diejenigen Leidenschaften zu unterdrücken, die wir nicht befriedigen können, ohne größere, wichtigere und unentbehrlichere Güter darüber aufzuopfern. Ihr verdanken wir die Wissenschaft, nach zuvor gepflogener Prüfung und richtiger Vergleichung, jede Sache gehörig zu beurtheilen, uns darnach zu bestimmen, und was wir beschlossen, mit Erfolg ins Werk zu

setzen. Was uns Einmal gelungen ist, gelingt uns deswegen nicht immer. Der Kluge weiß dies, und ist darauf gefaßt. Die Wahl, nicht aber der Erfolg, steht in unserer Gewalt; über Glück und Zufall vermögen wir nichts. Unsere bestausgesonnene Pläne scheitern oft über Nacht.

Von den übrigen Wissenschaften unterscheidet sich die Klugheit darin, daß sie nicht gelehrt werden kann. Ein Jeder muß durch sich selbst, durch eigene Erfahrung, auf eigene Kosten klug werden.

G e r e c h t i g k e i t.

Die Tugend der Gerechtigkeit besteht darin, Niemanden das Seinige vorzuenthalten, und einem Jeden zu erweisen, was ihm gebührt; zuerst uns selbst; dann aber auch Andern. Die Gerechtigkeit begreift alle übrige Tugenden in sich, weist jeder Pflicht ihr Geschäft an, und belehrt den Menschen, was er sich und Andern schuldig ist. „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst,“ sagt die Schrift. Uns selbst zuerst, und unsern Bruder hiernächst wie uns selbst.

Ihre erste Ermahnung geht dahin: daß wir die Leidenschaft der Vernunft unterwürfig ma-

chen, die sinnlichen Triebe mäßigen, und uns selbst beherrschen lernen. Es ist lächerlich, Andern Befehle ertheilen, und Gehorsam von ihnen fordern zu wollen, so lange wir uns selbst nicht zu regieren, unsere Leidenschaften zu bezähmen und zum Gehorsam gegen die Vernunft zu bringen verstehen. Die Handhabung und strenge Beobachtung der Gerechtigkeit, die ein Jeder sich selbst schuldig und gegen sich auszuüben verbunden ist, liegt allen übrigen Pflichten zum Grunde. Wo das Thierische im Menschen dem Geistigen, und dem was göttlicher Abkunft in ihm ist, nicht gehorcht und unterworfen bleibt, ist kein Gedeihen; Sinnlichkeit und Leidenschaft reißen uns mit sich fort.

Nur dem Anschein nach zerfällt die Gerechtigkeit in zwei Theile; dasjenige, was wir gegen uns selbst zu beobachten haben, ist von dem, was wir Andern schuldig sind, nicht zu trennen. Die Pflichten, die wir uns selbst schuldig sind, stehen mit dem, was uns Andern zu erweisen obliegt, im genauesten Zusammenhang, und wir haben nur deswegen auf unser Wohl zuerst Bedacht zu seyn, damit wir hierdurch um so fähiger werden, Andere so zu lieben, und mit dem

Eifer, der Treue und Wohlmeynenheit an ihrem Schicksal Theil zu nehmen, als Weisheit, Tugend, und aufrichtige Gottesfurcht, es von uns verlangen. Die Regeln, die uns die Weisheit hierzu vorschreibt, und welche die Tugend, von der hier die Rede ist, in sich schließt, sind folgende:

1) Nicht aufs ungewisse hin zu leben, ohne sich ein festes Ziel gesetzt und einen vernünftigen Lebensplan entworfen zu haben; wie das so vielen begegnet, die, unbekümmert, was aus ihrem Leben werden wird, ohne Anstalt und Vorkehr: zu treffen, sich dem Strohm überlassen, anstatt mit Weisheit und Ueberlegung, mit Auswahl und Prüfung ihr Leben zu leiten, und so zu benutzen, daß es ihnen wahrhaft zum Vortheil gereicht; so daß man eher von ihnen sagen muß: sie gebrauchen ihr Leben zur Ausführung fremder Dinge, als daß sie suchten seiner froh zu werden, es zu besitzen und zu genießen. Die Anschläge und Beschäftigungen solcher Leute trüben das Leben weit mehr, und sind seinem Fortgang hinderlicher, als daß sie ihm förderlich wären, es in ein sicheres Geleis leiteten, oder ihm einen leichten und schönen Gang verschafften.

Sie verstehen alles, auffer zu leben. Bei nichtsbedeutenden Vorfällen berathen sie sich ernsthaft: was sie mehr wie alles Uebrige angeht, ihnen näher liegt und wichtiger als alles seyn sollte, darüber schlüpfen sie hinweg. Kindische und unbedeutende Liebhabereien beschäftigen ihre Aufmerksamkeit, darüber denken sie nach; was ihnen das Wichtigste vor Allem seyn sollte, dagegen sind sie gleichgültig. Das Zufällige hat in ihren Augen einen größern Werth, als das Gewisse und Entschiedene, von dem doch das Zufällige abhängig ist. Aus dem Vorübergehenden machen sie ein Hauptgeschäft: was bleibt und unzertrennlich von ihnen ist, überlassen sie dem Zufall. Einzelne Theile aus dem Leben sind ihnen wichtig: das Ganze würdigen sie keiner Aufmerksamkeit. Um alles Uebrige bewerben sie sich mit Eifer, und streben es zu erhalten — Ehre, Würden, Ansehen, Geld, Wollust, Vergnügen, Wissenschaft, verfolgen sie mit gierigen Blicken, strecken die Hände darnach aus, und laufen sich auffer Athem nach diesen Dingen: zu leben, wie sichs gebührt, davon verstehen sie nichts. Nur immer mit andern Dingen beschäftigt, und darum bekümmert, wie sie dieselben

erhalten sollen, verfließt das Leben unter ihren Händen, und entschlüpft ihnen ohne daß sie es gewahr werden. Es scheint ihnen eine bloße Frist zu seyn, ein erlangter Aufschub, um etwas Anders damit zu erzielen. Dies alles aber ist höchst ungerecht, und gleichsam ein Hochverrath, den wir an uns selbst begehen. Es heißt das Leben verschleudern, und dem zuwider handeln, was ein Jeder sich schuldig ist, und was unsern Beruf ausmacht; nämlich das Leben mit Ueberlegung und ernstem Nachdenken zu genießen, um es gehörig schätzen zu lernen, und seiner froh zu werden. Unsere Bestimmung ist, froh zu leben, und selig zu sterben. Das Leben ist keine Kleinigkeit; wir müssen dereinst Rechenschaft davon ablegen, wie wir damit gewirthschaftet und Haus gehalten haben. Unser Hauptgeschäft auf dieser Welt ist zu leben; alles Uebrige ist zufällig, und von geringer Bedeutung. Wir müssen uns umsehen, und einen guten Kauf mit dem Leben zu schließen suchen, so lange es noch Zeit ist, und der Markt dauert — woran Viele zu spät gedacht, die es hernach bereut haben. Nützet die Zeit, ruft uns die Weisheit zu, so

lange sie euer ist. Sie ist das kostbarste, was wir besitzen.

2) Wisset euch selbst zu leben, mit euch selbst umzugehen; lernet früh unabhängig von Andern, mit euch allein zusammen zu seyn. Wir sind reich, wenn wir uns selbst besitzen, uns angehören, wenige Bedürfnisse haben, und um sie zu befriedigen vor keiner fremden Thüre anzuklopfen brauchen. Wer sich selbst genug zu seyn weiß, im Bewußtseyn seiner Tugend ruht, der ist glücklich; ihm geht nichts weiter ab, er ist zufrieden, er hat was er braucht; er hat genug, denn er hat Sich. In je mehrern Verhältnissen wir leben, desto abhängiger sind wir. Nicht, daß wir den gesellschaftlichen Freuden aus dem Weg gehen, und den Umgang mit andern Menschen fliehen sollten; das fordert die Weisheit nicht. Sie will nur nicht, daß wir unser Herz so fest daran hängen; daß, wenn sie uns versagt sind, wir nicht wissen, wo wir mit unserer Zeit hin, und wie wir sie ausfüllen sollen. Sie ermahnet uns blos, Sorge zu tragen, daß, wenn es uns an fremdem Umgange gebricht, in uns genügsamen Stoff zur Unterhaltung zu finden, auf daß uns

aller Orten, wo wir hin verschlagen werden, wohl seyn möge. Im Aeussern will sie allerdings, daß wir den Ton der Gesellschaft annehmen, mit der wir leben; nur sollen wir uns vorsehen, uns nicht selbst darüber aus den Augen zu verlieren, und dergestalt zu vernachlässigen, daß wir hinfort ohne fremden Beistand nicht mehr zurecht kommen können. Darum ertheilt sie ihren Schülern den Rath: Das Nachdenken über sich selbst zu ihrem Hauptgeschäfte zu machen; indem es uns nirgends an Anlässen hierzu fehlen kann, und ein Mensch, der eine solche Neigung einmal gefaßt hat, aller Orten Gelegenheit findet, sie zu befriedigen, so daß er endlich mit Scipio der Meinung seyn wird: nie weniger allein zu seyn, als wenn er sich selbst überlassen ist.

3) Wir dürfen jedoch die Einsamkeit nicht suchen, um uns mit eiteln und unnützen Dingen zu beschäftigen, oder solchen Gedanken und Vorstellungen nachzuhängen, wodurch wir tiefer in das Netz der Sinnlichkeit verstrickt werden. Der Weise entflieht dem Geräusche der Welt, um sich zu sammeln, ernsthaft über sich nachzudenken, und mit seinem Herzen Abrech-

7

nung zu halten, sich im Guten zu stärken, und neue Anschläge zur Verbesserung seines Willens und zur Veredlung seiner selbst zu entwerfen; thörichte Wünsche zu unterdrücken; unlautere Neigungen zu bekämpfen, und gehäßige und menschenfeindliche Gesinnungen zu besiegen und abzulegen; über seine Bestimmung neue Aufschlüsse zu erhalten; die Dinge, so ihn drücken, aus dem Weg zu räumen, oder zu lernen, sie von einer Seite anzusehen, die es ihm erleichtert, sich darüber zu trösten, wieder Muth zu fassen, und Gott ferner zu vertrauen.

4) Der Weise ist unablässig mit sich selbst beschäftigt. Ohne sich einen Augenblick in Trägheit hinzugeben, hält er sich fest an sich angeschlossen, und trägt Sorge, daß es seinem Geist nicht an Nahrung fehle, und derselbe aus Mangel an Anlässen zu nützlicher Beschäftigung nicht einschlummere und in Unthätigkeit versinke. Er weiß, daß nichts der Gesundheit der Seele, so wie der Gesundheit des Körpers nachtheiliger ist, als Müßiggang; darum flieht er ihn aus allen Kräften; ohne jedoch auf der andern Seite den Beschäftigungen, die er zu seiner Zerstreung und Uebung ausgewählt hat,

mit zu vielem Eifer nachzuhängen, seine Seelenkräfte übermäßig anzustrengen, und mit zu viel Hitze und Eifer die Zwecke zu verfolgen, die er sich zu erreichen vorgesezt hat.

5) Aus jedem Vorfall sucht der Weise Nutzen zu schöpfen, und zieht sich, in der Stille und ohne Aufsehen zu erregen, eine Lehre daraus, nach der er sein künftiges Verhalten einrichtet.

6) Drei Dinge sind es vornehmlich, die unsere Sorgfalt erfordern, und worauf sich die Pflichten des Menschen beziehen, nämlich der Geist, der Körper, und die äussern Güter. Was den Geist anbelangt, so haben wir darauf unsere vornehmste Sorge zu richten, daß er nicht von den gewöhnlichen Irrthümern angesteckt, und Beurtheilungskraft und Wille dadurch verderbt werden. Denken und begehren, beurtheilen und verlangen, macht die Natur der Seele aus. Wissenschaften und Tugend, eine ausgebildete Vernunft und ein rein erhaltener Wille, müssen uns darinn unterstützen und behülflich seyn, wenn die Verrichtungen der Seele gut von statten gehen sollen. Unsere Beurtheilungskraft erhalten wir unverfälscht, wenn wir uns vorsehen, daß sich keine thörichte und irrige

Meinungen bei uns einschleichen, und verhüten, daß Wahn und Eitelkeit uns nicht behdren; wenn wir mit Aufmerksamkeit auf die Lehren der Weisheit merken, und sie uns so tief einprägen, daß sie gleichsam in Saft und Blut verwandelt werden, und unsere bisherige Sinnesart dadurch verändert und umgeschaffen wird. Es thut uns zu diesem Ende nicht sowohl noth, unsere Seele mit Gelehrsamkeit zu bereichern, sie zu spannen, zu treiben, und anzuspornen, als sie zu leiten, zu führen, und in Ordnung zu erhalten. Uebereinstimmung unserer Seelenkräfte unter einander, Bekämpfung der Vorurtheile, Unterdrückung des Stolzes, des Unverstandes, und der Vermessenheit, alles besser wissen zu wollen, bescheidene Einsicht unsers Unvermögens, ins Wesen der Dinge einzudringen, und die daraus entspringende Vorsicht, nicht zu rasch abzusprechen, sondern jede Sache dahin gestellt seyn zu lassen, und sich erst Zeit zu nehmen, sie näher zu prüfen und kennen zu lernen, die Richtigkeit unserer Einsichten zu bezweifeln: dies ist es, was die Weisheit uns anrath, und zur Pflicht macht. In Absicht auf den Willen, ermahnt sie uns, unsern Leiden:

schaften zu mißtrauen, und den so irrigen und wandelbaren Meynungen des großen Haufens nicht zu folgen: sondern uns an das zu halten, was Vernunft und Tugend von uns fordern. Denn, wenn wir dem nachleben, was recht und natürlich ist, den Eingebungen der Leidenschaften Widerstand leisten, und einen Verdacht in alles setzen, was blos Sache der Meynung und des Dafürhaltens ist; so widerfährt es uns nicht, was wir gethan, bereuen, und von dem, was wir beschlossen hatten, unmännlich ablassen und einer neuen Meynung beitreten zu müssen. Der Erfolg, der Ausgang einer Unternehmung mag seyn, welcher er will, unsere Wahl war vernünftig; kein Vorwurf kann uns treffen. Dabei entgehen wir zugleich der Gefahr, die Zwecke, die wir beabsichtigen, nicht mit zu großem Eifer und folglich mit Ungemächlichkeit und ohne Genuß zu verfolgen; indem, was nach den Vorschriften der Vernunft geschieht, und daher geschieht wie es soll, mit Behaglichkeit, Ruhe und Anmuth ausgeführt wird; während der leidenschaftliche Mensch jedes Geschäft mit übertriebener Anstrengung, stürmend und rastlos betreibt, sich weder Ruhe noch Erholung gönnt —

was er unternommen, wieder aufgibt, bereut, anders einleitet, und von vorne anfängt, ohne je den süßen Lohn der Zufriedenheit zu schmecken, den derjenige erndtet, der seiner Pflicht stets getreu, bei jedem Unternehmen, in das er sich einläßt, zuerst auf das sieht, was diese Pflicht ihm auferlegt, mit der Vernunft zu Rath geht, und seinem Schutzgeist, der Tugend, nicht von der Seite weicht.

Die Sorgfalt, die unser Körper erfordert, besteht darin, daß wir ihm beistehen, und ihn nicht für schlechter halten, als das Geistige im Menschen, dem er als Werkzeug zugesellt ist, für welches die Seele die Verbindlichkeit auf sich hat, Sorge zu tragen; nicht um ihm zu dienen — so wie kein Künstler seinem Werkzeuge dient — sondern um ihn zu bewahren, zu gebrauchen, und damit auszuführen, wozu er ihm verliehen ist, nämlich dem Leben förderlich zu seyn. Das Amt der Seele ist, die Vormundschaft über den Körper zu führen, zuzusehen, daß er nicht zu viel Nahrung erhalte, damit er nicht geil und unbändig werde, und ihn so zu gebrauchen und zu nützen, wie es recht ist.

Was endlich die äussern Güter anbetrifft, so müssen wir dieselbe mehr als Mittel ansehen, Gutes damit auszuführen, und Böses dadurch von uns abzuwenden, als daß wir ihnen so nachtrachteten und anhängen, als sey das Gute und Nützliche, wonach wir streben, in ihnen enthalten, und ohne ihren Besitz nicht zu erlangen; was zur Folge hat, daß wir sie allzuheftig begehren, und ihren Verlust nicht ertragen können. Dem weisen Mann sind Glücksgüter zwar willkommen, aber er kann ihrer auch eben so gut entbehren. Er trachtet ihnen weder leidenschaftlich nach, noch bewirbt er sich auf Kosten Anderer darum; oder bedient er sich, um zu ihrem Besitze zu gelangen, schlechter und unerlaubter Mittel. Er gebraucht die Schätze, die er mit reiner Hand erworben hat, so, daß ihre Ausgabe eben so rein und ehrenvoll ist, als es ihr Erwerb war.

Die Pflichten, die uns gegen Andere zu erfüllen obliegen, und zu deren Beobachtung uns die Gerechtigkeit anweist, sind folgende:

Freundschaft.

Was die Geseke erzwingen, darzu versteht sich die Freundschaft freiwillig. Was die Gerechtigkeit im Verstande des Menschen ist, das ist die Freundschaft im Herzen. Sie empfindet, was jene begreift. Wer einen Freund verliert, den er wahrhaft geliebt hat, kann betrübt darüber seyn; aber sich beklagen, und dem Freund über seinen Wankelmuth Vorwürfe zu machen, beweist, daß wir Eigennuß für Freundschaft ausgaben, und nicht sowohl die Tugend in unserm Freund verehrt, als ihn unsers Vortheils oder Vergnügens wegen geliebt haben. Auch gestattet wahre Freundschaft nicht mehrere Freunde auf einmal. Welchem sollen wir zuerst beispringen und zu Hülfe eilen, wenn es der Zufall so wollte, daß zwei von unsern Freunden zu gleicher Zeit in eine Gefahr geriethen?

Jene Regel: „Liebe so, als ob du deinen Freund dereinst zu hassen Ursache haben dürftest; und hasse, als ob du mit der Zeit Liebe empfinden solltest,“ — paßt blos auf gemeine Freundschaften.

W o r t h a l t e n .

Kein Vortheil in der Welt soll uns bewegen, was wir einmal versprochen haben, unerfüllt zu lassen; wozu wir uns verbindlich gemacht, das müssen wir leisten. Stehlen ist so arg nicht, als sein Wort brechen. Ein Versprechen, mit Vorbedacht und Ueberlegung gegeben, ist das Heiligste auf der Welt.

B e r s c h w i e g e n h e i t .

Zu der Verbindlichkeit, unser gegebenes Wort nicht unerfüllt zu lassen, gehört die Pflicht, ein anvertrautes Geheimnis nicht auszulaudern, welches ein stillschweigendes Versprechen ist. Lieber einen Freund nicht angehört; und zwar um so mehr, als die Verbindlichkeit, sein Geheimnis in unserm Busen zu verschließen, uns oft in die Nothwendigkeit versetzen kann, der Wahrheit zuwider, anders reden zu müssen, als wir es wissen.

W a h r h a f t i g k e i t . O f f e n h e r z i g k e i t .

Andere auf ihre Pflicht zurückzuweisen, und ihnen ihre Fehler vorzuhalten, ist löblich; nur muß es mit Bescheidenheit geschehen, nicht vor

Zeugen, und mit Worten, die den Fehler mit sanften Farben schildern.

Schmeichelei.

Schmeicheleien sagen, lügen, heucheln, sich verstellen, und anders reden, als man denkt, heißt im negativen Verstande sein Wort brechen: denn wir sind stillschweigend darzu verbunden, Anderer Vestes zu befördern. Andere aber in ihren Fehlern und Irrthümern bestärken, ist eben so viel, als ob wir einen Diebstahl an ihnen begingen. Ein falsches Zeugnis richtet oft kein so großes Unheil an, und hat die Folge nicht, die Schmeicheleien haben. Jenes leitet den Richter zwar irre, und verhindert ihn, von seinen Einsichten einen bessern und gerechtern Gebrauch zu machen; aber es zerstört doch diese Einsichten, und verdirbt die Beurtheilungskraft des Richters nicht für immer. Ein Betrug entstellt die Wahrheit nur auf einige Zeit; Schmeicheleien hingegen versperren der Wahrheit den Zugang zu unserm Herzen auf ewig; vermischen sie mit falschen Zusätzen, bethören, und berauben uns der Fähigkeit, Lage und Umstände gehörig zu prüfen, und verleiten uns dadurch zu

lieblosen Urtheilen, unerlaubten Wünschen, und widerrechtlichen Anmaßungen.

Ein Mann, der sich zu der ehrlosen Kunst des Schmeichlers herabläßt, ist so verächtlich, als ein schamloses Weib.

L ü g e n.

Wissentlich die Unwahrheit sagen, ist ein anderes der Schmeichelei verwandtes Laster, das jedem freien Manne höchst unanständig, und nur an Sklaven zu entschuldigen ist. Es giebt keine größere Feigheit, als, seiner Ueberzeugung entgegen, anders zu reden, als man es weiß. Wie mag ein Mensch sich selbst so wenig ehren und sich darzu verstehen, sich in seinen Augen so tief herabzusehen! — Vorsätzlich lügen, ist der Anfang des Verderbens; so wie Wahrhaftigkeit der erste Schritt zur Tugend ist. Unwahrheit zerreißt alle Bande des gesellschaftlichen Lebens, löst alle Verbindungen auf, und macht daß kein Mensch mehr dem Andern trauen kann. Ein Lügner bricht, wie ein Dieb, in der Nacht in eines andern Haus ein, und bestiehlt ihn um sein Kostlichstes, um sein Vertrauen.

Schmeichelei.

Sich zu verstellen, ist nicht weniger sträflich, und verräth ein eb. so niedriges Gemüthe, als Andere zu belügen und absichtlich die Unwahrheit zu sagen. Es ist zugleich nichts beschwerlicher, als, so wie ein Mensch, der besser und anders scheinen will, als er ist, unablässig auf sich Acht geben zu müssen, damit man sich nicht verrathe, und seine wahren Gesinnungen zu erkennen gebe. Lieber weniger geehrt seyn, und sich dagegen zeigen dürfen, wie man denkt — offen und ohne Scheu. Zudem gelingt es selten, daß wir Andere lange hintergehen; unsere wahre Absichten werden enthüllt und aufgedeckt, und wir finden hinfort keinen Glauben, auch selbst dann nicht mehr, wenn wir die Wahrheit sagen wollten.

Wohlthätigkeit.

Allein es ist nicht genug, daß wir Andern nicht schaden, sie durch Schmeichelei nicht zu verderben, durch Unwahrheiten nicht zu hintergehen suchen — wir müssen uns auch bemühen, den Pflichten der Gerechtigkeit dadurch nachzukommen, daß wir uns wohlthätig gegen Andere beweisen;

und zwar um so mehr, als, genau erwogen, der Mensch doch nichts sein nennen kann, als was er Andern abgetreten, ihnen mitgetheilt und überlassen hat. Was wir aufsparen, entschlüpft uns unter den Händen, vermindert sich, verdirbt und zerstiebt.

Um Glücksgüter an Andere zu vertheilen, müssen wir freilich reich seyn. Nutzen können wir indeß Allen; denn es hängt von uns ab, gut und reich an Erfahrung zu seyn, Andern wohl zu wollen, und für ihr moralisches Beste Sorge zu tragen.

In Vertheilung unserer Wohlthaten haben wir darauf zu sehen, daß kein Unwürdiger eine Gabe empfangt: dennoch ist es besser, lieber zu sehen Unwürdige zu speisen, und zu kleiden, als daß Ein Gerechter unsere Schwelle ungelabt verlasse.

Sind wir endlich zu geben entschlossen, so laßt uns nicht lange zögern. Es ist eine zweite und oft größere Wohlthat, als die Gabe selbst, dem Hülfbedürftigen die Demüthigung des Bittens zu ersparen. Eine nicht lang aufgeschobene Gewährung erhöht der Gabe Werth. Wer lange zaudert, beweist, daß es ihn Mühe koste,

gut zu seyn. Am besten ist es, wir kommen mit unsern Geschenken der Bitte zuvor. So wie es nicht weniger schön ist, wenn der Geber auf keine Gegenerkenntlichkeit rechnet, und dem Empfänger, um rein der Lust des Gebens zu genießen, die Pflicht der Erkenntlichkeit erläßt. Wer auf Gegendienste zählt, giebt nicht, sondern handelt. Undankbarkeit soll uns nicht abhalten, wohlthätig zu seyn. Der Undankbare schadet sich mehr als uns. Die Nichtswürdigkeit und Unempfindlichkeit des Beschenkten kann den Werth der Gabe eben so wenig verringern, als der Geber dadurch um das Vergnügen gebracht werden kann, eine Pflicht mehr erfüllt zu haben. Die Nichtswürdigkeit und Niederträchtigkeit eines Andern sind kein Grund, Güte und Wohlwollen in uns zu unterdrücken. Es ist kein Grund der Entschuldigung, wenn wir unrecht thun, daß wir uns auf das Unrecht und die Härte der Gegenparthei berufen.

D a n k b a r k e i t.

Inzwischen ist nichts so häßlich, als Undank. Selbst die Thiere beweisen sich für empfangene Wohlthaten erkenntlich, sind dankbar, und be-

reit, ihrem Wohlthäter wieder Gutes zu erweisen. Dankbarkeit ist ein Beweis eines guten Herzens; und in dem Betracht, obgleich für den zweiten Empfänger nicht von so großem Nutzen, als die Gabe, wodurch die Dankbarkeit erregt wurde, in sich dennoch von einem höhern Werth: indem die Gabe durch Ueberfluß kann erzeugt worden seyn, Dankbarkeit aber jederzeit die Frucht liebevoller Gesinnungen ist.

Es ist verzeihlicher, durch Beleidigungen sich zur Rachgierde verleiten zu lassen, als durch Wohlthaten nicht zur Dankbarkeit bewogen zu werden.

*

Unter den Pflichten der Verwandten, stehen die Pflichten, welche Eltern gegen ihre Kinder auf sich haben, oben an. Erziehung der Kinder macht, nach der Zeugung, unter diesen Pflichten die vornehmste aus. Strenge, Härte, Hestigkeit, ein allzugebieterisches Wesen, zu oft wiederholte körperliche Züchtigungen, oder wohl gar Mißhandlungen, untersagt die Weisheit den Eltern eben so sehr, und erklärt dergleichen Behandlungen für unanständig, als es Jedermann

lächerlich finden würde, wenn ein in der Absicht herbeigerufener Arzt, um den ihm anvertrauten Kranken zu heilen, seine Kur damit beginnen wollte, daß er anfinge sich über den Kranken zu entrüsten, auf die Krankheit des Patienten zu zürnen, und seinem Unwillen in harten Worten gegen den Leidenden Luft zu machen. Was durch vernünftige Vorstellungen, durch sanfte Ermahnungen nicht erlangt werden kann, werden Strenge und Härte noch weniger bewirken. Liebreiche Zurechtweisungen haben einen bessern Erfolg, als das ewige Schelten und Hadern, wodurch Eltern thörichter Weise sich im Respekt zu erhalten, und die Kinder vom Bösen zurückzubringen vermeynen. Vor allem muß die Absicht eines vernünftigen Erziehers dahin gehen, die Anlage des Zöglings zu erforschen, um sie gehörig zu nützen und auszubilden, und nicht, wie gewöhnlich, nur das Gedächtniß mit fremden Dingen auszustopfen, und mehr darauf zu sehen, daß der Knabe viel von dem erlerne, was Andere vor ihm gewußt haben, als die ihm eigene Fähigkeiten zu entwickeln und anzuwenden. Weise seyn ist besser, als viel wissen. Eine wohl geübte Beurtheilungskraft,

ein ausgebildeter Verstand, ein unbefleckt erhaltenes Gewissen, ist von einem ganz andern und größeren Belange, als ein mit fremder Gelehrsamkeit angefülltes Gedächtniß, und eine zwecklos reg gemachte Einbildungskraft, die keinen Einfluß auf den Willen des Menschen hat, und seine Neigungen und Wünsche nicht im Zaum und in den Schranken der Vernunft erhält. Die meisten Eltern sehen nur darauf, daß ihre Kinder viele Wissenschaften erlernen; ob sie sich selbst beherrschen, sich führen und leiten lernen; wie sie Weise werden mögen, rechtschaffen, und fähig sich glücklich zu machen — was doch weit leichter, und mit geringern Kosten zu erlangen steht, als Gelehrsamkeit — darum leben sie unbekümmert.

Sie verlangen blos, daß ihre Kinder reich, berühmt und geehrt werden; und dazu sind Gelehrsamkeit und Wissenschaften freilich dienlicher, als stille Weisheit, die den Menschen nichts lehrt, als wie er's anzufangen hat, daß seine Tage ruhig und friedlich dahin fließen. — Die guten Eltern! Sie wissen nicht, wie wenig Gelehrsamkeit und Weisheit mit einander gemein haben; wie die Eine der Andern hinderlich fällt

und im Wege steht; wie wenig Beide mit einander zu vereinigen sind, und wie selten ein Mensch beides, weise und gelehrt, zugleich wird. Um dieses einzusehen, und die Gelehrsamkeit von der Weisheit gehörig zu unterscheiden, müßten sie darüber belehrt seyn, was es sagen will, gelehrt zu seyn, und was es heißt, weise und verständig seyn. Die Gelehrsamkeit ist einem angehäuften Vorrathshause zu vergleichen, worin ein genugsamer Vorrath von allerlei fremder und ausländischer Waare aufbewahrt wird, die jedoch nicht dem Besitzer des Hauses, sondern den Fremden zugehören, von denen sie entlehnt und eingesammelt sind. Die Weisheit dagegen äussert sich durch einen gleichförmigen Lebenswandel, Beständigkeit der Gesinnungen, und eine Uebereinstimmung der Wünsche und Hoffnungen miteinander, unter denen die Vernunft den Vorsitz hat, und über welche sie das Nichteramt behauptet, so daß keine falsche und irrige Meynungen leicht in der Seele Wurzel fassen, die herrschende Ruhe aus derselben verdrängen, sie aus ihrem bisherigen Gleichgewicht bringen und in dem Gleichmuth stören können, den sie bis daher bewiesen, und der sie darin unterstützt

hat, in ihren Erwartungen mäßig und bescheiden, in ihren Aussprüchen gerecht zu seyn, und keinem etwas von dem vorzuenthalten, was ihm gebührt und zukam. Wir finden tausend Menschen, die ein höchst gemächliches und ruhiges Leben geführt haben, ohne große Gelehrsamkeit zu besitzen. Zwei Drittel der bewohnten Welt wissen gar nicht, was es heißt, Wissenschaften zu besitzen, und es leben mehr rechtliche und gutherzige Leute unter ihnen, als unter uns. Alle natürliche Verrichtungen gehen ohne Gelehrsamkeit von statten. Wir nähren uns, leben und sind glücklich ohne Gelehrsamkeit — die im Gegentheil uns im Genuß der Dinge nur stört, uns lecker, argwöhnisch und spitzfindig macht. Die erste Versuchung des Teufels gelang durch die List, womit er unserm Vorwitz zu schmeicheln, und unsere Neugierde zu gewinnen wußte. Die Sirenen, um den Ulysses wegzufahren, priesen die tiefen Aufschlüsse an, die sie ihm zu ertheilen versprachen, wenn er ihnen folgen wolle. Höflicher kann uns Gelehrsamkeit wohl machen, aber nicht gutherziger und sanfter. — Wie gelassen ertragen Kinder und Unwissende nicht die Uebel, von denen sie befallen werden, während

der Gelehrte sich der Folgen wegen abhärmt, die noch möglicher Weise nachkommen können; so daß vieles Wissen nur dazu dient, neuen Weibern den Weg zu uns zu bahnen, und zu bewirken, daß sie uns schon betreffen, bevor sie uns noch erreicht haben. — Wer vieles weiß, hat vieles zu sorgen. Unwissenheit erhält den Menschen bei frohem Muth; er lebt geborgen, bis ihm die Gefahr vor Augen schwebt.

Der Vielwiffer ahmt dem Geizhalse nach, der das Seine ungebraucht läßt, das in der Zeit, als er fremden Schätzen nachjagt, verdirbt und umkommt, ohne ihn zu sättigen, seinen Hunger zu stillen, und ihm zur Nahrung zu reichen. Wie thöricht ist es aber nicht, die Taschen zu füllen, den Magen aber leer zu lassen und einstweilen zu darben! — Es nußt uns wenig, zu wissen, was Andere gedacht und gethan haben, und wie sie es gedacht und gethan, wenn wir ihre Meynungen nicht zu den unsrigen machen — sie blos bei uns aufnehmen, und nicht in Saft und Nahrung verwandeln. Was hilft es, die Namen der Sterne, der Pflanzen und Bäume, und so viel anderer Dinge mehr, zu kennen? Was haben wir

für einen Vortheil davon, zu wissen, wie dieser oder jener Gelehrte über die Entstehung der Welt gedacht hat, wenn wir nicht dadurch muthvoller in Gefahren, entschlossener, standhafter, im Unglück gelassener, besser, gerechter, verständiger, gutherziger, verträglicher, und ruhiger werden?

Die heilsamste aller Wissenschaften ist die Kunst zu leben; die Einsicht in das, was wir sind und nicht sind, was wir aber werden können und seyn sollen. „Thoren erhalten weniger Unterricht von weisen Leuten, als diese von den Thoren“ — sagte Cato.

Sorgt dafür, daß die Kinder selbst Hand anlegen. Durch's Thun wird der Verstand mehr geübt, und gestärkt, als durch's Zuhören. Die Aufmerksamkeit und Anstrengung, der sich Kinder befleißigen müssen, Gedanken, die sie vortragen wollen, gehörig zu ordnen, und in Worte einzukleiden, ist ihnen nützlicher, als bloßes Zuhören. Eine Frage, die zu einer Antwort verbindet, übt die Beurtheilungskraft besser, als Lehre und Ermahnung. Der Zögling soll über nichts in Erstaunen gerathen. Zu großes Befremden, zu viele Bewunderung, hemmt

die Beurtheilungskraft, die Vernunft steht stille, Begierden und Hoffnungen treten an die Stelle der Aufmerksamkeit. Der nützlichste Unterricht, den Kinder von ihren Eltern erhalten können, besteht darin, daß sie ihnen einen Abscheu vor dem Lügen beibringen, sie des Eigensinns entwöhnen, vom Zorne heilen, und von jener falschen Schaam, die keine Zurechtweisung erträgt; daß sie sie lehren, aufrichtig, wahrhaft und offen, gutherzig, großmüthig, tapfer, gerecht, mitleidig, gegen Andere nachsichtig und liebevoll zu seyn: mit Einem Wort, daß sie ihren Seelen einen so entschiedenen Hang zur Rechtschaffenheit, Biederkeit, Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe, Treue und Niedlichkeit beibringen, daß kein Vortheil in der Welt sie bewegen kann, je vom Pfade des Rechtthuns abzuweichen. Wer aller Orten wie zu Hause ist, sich in eines Jeden Laune zu schicken, in jede Sitte zu finden weiß; wer mit dem Vorlieb nimmt, was er hat, stets aufgeräumt und guter Dinge ist, heiter, fröhlich und zufrieden — der hat genug gelernt.

Der Natur zuwider ist es übrigens, wenn Eltern von ihren Kindern, wie viel Gutes sie

ihnen auch erwiesen haben, eben die Liebe und Anhänglichkeit erwarten, womit sie ihren Kindern zugethan sind. Die Natur schreitet in allen ihren Werken nur immer vorwärts; nichts wirkt zurück. Daher die Liebe der Kinder zu den Eltern so viel schwächer und geringer, gleichsam nur ein bloßer Nachhall, ein laues Gefühl von Dankbarkeit ist. Wer gibt, der beglückt, und liebt eben darum stärker. Der Empfänger empfindet bloß die Verbindlichkeit seiner Schuld; darum lieben die Eltern am meisten, weil sie es sind, die geben. Der natürlichste Trieb des Menschen ist, da zu seyn. Seyn aber heißt handeln, besitzen, vermögen. Der Geber weiß keineswegs, wie's dem Empfänger zu Muthe ist, wie's um ihn steht. Er kann nicht beurtheilen, ob beglückt zu werden so glücklich macht als zu beglücken. Der Ruhm und die Ehre sind auf Seiten des Gebers. Kann ihm daran nicht gnügen? Geben ist verdienstlich; Empfangen bloß nützlich. Alles Ehrenvolle aber dauert länger, als das, was weiter nichts als nützlich war. Dieses vergeht schnell; verliert seinen Werth, und sinkt zur Gewohnheit herab; Jenes er-

hebt, wärmt, begeistert — alles Keime der Liebe. Was uns wenig kostet, schätzen wir gering, und lieben es weniger, als wir eine Sache lieben, die wir theurer bezahlen müssen, die zu erhalten und auszuführen mit großer Schwierigkeit verbunden, aber eben daher auch ehrenvoller, rühmlicher und verdienstlicher war. Die Kinder stehen in jenem, die Eltern in diesem Falle; daher es natürlich ist, daß die Liebe der Kinder, der Liebe der Eltern nachsteht; ja gerade um so schwächer und lauer ausfällt, je besser die Kinder in der Jugend gehalten waren; wie uns die Vergleichung der Liebe zwischen armer und reicher Leute Kinder satzsam zu belehren im Stande ist.

*

Ausbildung des Verstandes, verbunden mit einer strengen Beobachtung der Pflichten, die uns die Gerechtigkeit vorschreibt, machen den Menschen, wie wir gesehen haben, zum Umgange mit sich und Andern geschickt. Vernunft, Muth und Entschlossenheit weisen ihn an, wie er sich im Glück und Unglück zu verhalten hat, um jenes mit Mäßigung, dieses mit Standhaf-

tigkeit zu ertragen. Das eine, so wie das andere, erfordert Stärke und Festigkeit. Erhabenheit der Gesinnungen ist es allein, was uns bei Widerwärtigkeiten aufrecht erhalten kann. Hoheit der Seele, Geduld, Beharrlichkeit, Abhärtung gegen Beschwerden und Ungemächlichkeiten, Kraft auszudauern, sind die Tugenden, die den Charakter des Helden ausmachen, der unerschütterlich im Bewußtseyn seiner Selbst ruht, durch nichts aus seiner Fassung zu bringen ist, keine Furcht kennt, und jedes Ereigniß zu bestehen weiß, es betreffe ihn vor den Augen der Welt, oder in der Eingezogenheit, wo die Tugend keinen Zeugen hat. Der wahrhaft Muthvolle ist tapfer, weil es seine Pflicht so erheischt; nicht Furcht, nicht Hoffnung, weder Nachbegierde noch Mordlust, leiten seine Schritte. Er besitzt Muth, weil es ehrenvoll ist, Muth zu beweisen, weil es die Gerechtigkeit der Sache von ihm fordert. Was seinen Arm stählt, seine Schritte beflügelt, ist weder Unbekanntschaft mit der Gefahr, noch Tollkühnheit oder Wuth der Verzweiflung: — es ist Gefühl seiner Pflicht, natürliche Unererschrockenheit, angeborne, durch Tugend erhöhte, auf Tugend gegründete Hoheit der Seele.

Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, erträgt der Weise sein Schicksal, und bekämpft die Unglücksfälle, die Andere zu Boden schlagen.

*

Die Leiden und Widerwärtigkeiten, womit der Muth zu kämpfen hat, theilen sich in äussere und innere. Die äussern sind: Bervortheilungen an Ehre oder Vermögen, Verläumdung, fälschliche Anklage, Kränkungen, Beschimpfungen, und sonstige Vorfälle, wodurch wir in Kummer und Betrübniß versetzt werden. Die innern, obgleich auch durch äussere Ursachen veranlaßt, sind: Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, Zorn, Furcht, Haß und Rachgierde.

Die äussern Zufälle, wodurch unsere Ruhe verletzt wird, zerfallen hiernächst wieder in solche, die Andere gemeinschaftlich mit uns tragen, und in solche, die uns allein betreffen.

Die erstern dringen mehrentheils in so grosser Anzahl auf uns ein, daß der Eindruck des einen Unfalls vom andern zunächst auf ihn folgenden bald wieder verlöscht wird, und uns mithin nicht lange schmerzlich fällt. Zugleich ist es auch leichter, sich in eine Noth zu finden, die

Alle betrifft, als ein Leiden in Geduld zu ertragen, dem wir uns allein Preiß gegeben sehen, und von dem Andere befreit leben. Drangsale, an denen Jeder sein Theil trägt, messen wir dem Verhängniß bei; Privatleiden dünken uns, ausser der körperlich schmerzlichen Empfindung, die sie bei uns erregen, zugleich eine Art von Herabwürdigung, von Geringschätzung und Hintenansehung des Schicksals zu seyn.

Bei Leiden, die Andere mit uns zu gleicher Zeit betreffen, beruhigt uns der Gedanke: Es war Gottes Wille so; die Einrichtung des Ganzen ließ es nicht anders zu. Dieser Trost fällt weg, wenn wir es allein sind, die leiden. Zudem, was würde es uns auch helfen, uns wider das Schicksal auflehnen zu wollen, dem alle Elemente unterwürfig sind? Wie wollte der Mensch der Macht widerstreben, der alles gehorcht? Sich in ihren Willen zu fügen, heißt weise seyn.

Bei Unglücksfällen, die uns allein angehen, haben wir vor allen Dingen das eigentlich Unangenehme an ihnen von dem Vermeintlichen zu unterscheiden. Es kann uns eine Sache tief schmerzen, die dennoch keine Beleidigung ist.

So z. B. wenn uns Etwas versagt wird, das wir entweder mit Unrecht, oder zu unrechter Zeit gefordert haben. — Unter den Kränkungen, die uns widerfahren, sind die, welche uns persönlich betreffen, z. B. Geringschätzung, Verachtung, Herabwürdigung, schmerzlicher als andere, wodurch bloß eine Absicht, die wir gehegt, durchkreuzt und vereitelt wird; auch geben wir uns über Verletzungen letzterer Art um so eher zufrieden, je rechtmäßiger die Absichten gewesen, denen wir nachgingen.

Die Verhaltensregeln, welche die Weisheit wider dergleichen Unfälle vorschreibt, bestehen darin: Gehdrig zu prüfen und zu untersuchen, ob die Kränkung, die uns widerfahren, auch von der Beschaffenheit ist, daß wir dieselbe mit Recht für eine so große Beleidigung halten dürfen. Vielleicht haben wir bei der Empfindung über einen gehaltenen Verdruß die herrschende Meynung mehr als unsere Vernunft zu Rathe gezogen, und uns den Eingebungen der Leidenschaft überlassen, anstatt auf die Stimme der Billigkeit zu merken; oder es hat uns der erste Eindruck mit sich hingerissen, und uns bewogen gleich dem großen Haufen, einen Schlag auf

den Rücken für ärger zu achten, als einen Stich durch's Herz, und lieber zu sterben, als eine ungegründete Beschuldigung auf uns sitzen zu lassen.

Am Ende weist es sich aus, daß die Personen, worüber wir Klage führen, uns so schlimm nicht mitgespielt haben, als Ungeduld und Widerspenstigkeit, als die Art, mit der wir uns bei dem Vorfall, der uns betroffen, benommen; so wie es auch möglich, daß die Beschimpfung, die wir uns so sehr zu Herzen gehen lassen, eine gerechte Bestrafung wirklich tadelnswerther Fehler und Schwachheiten ist, die wir an uns haben, und daß wir uns die Beleidigung, worüber wir uns beklagen, durch eigene Schuld zugezogen haben. Ist es aber vernünftig, sich über Etwas zu erzürnen, und einen Menschen einer Sache wegen anzuseinden, wobei er ohne Schuld ist? Legen wir den Fehler, der uns in Anderer Augen lächerlich macht, ab, so verstopfen wir der Verspottung den Mund. Sehen wir dasjenige, was uns eine Beleidigung zu seyn schien, für eine Zurechtweisung an, die uns nöthig war; so gereicht uns am Ende, was uns Anfangs so großen Verdruß gemacht, zur

Besserung, und folglich zu unserm Nutzen. Es ist weichlich, jeden geringen Unfall sich gleich so zu Herzen gehen zu lassen, und seine Ruhe und Zufriedenheit von Andern dergestalt abhängig zu machen, daß es jeder elende Kerl in seiner Gewalt hat, unsere gute Laune zu stören, und uns Verdruß zu machen, so wie es ihm einfällt. Wir verbittern uns das Leben dadurch, und trüben unsere Tage ohne Noth. Es ist keineswegs ein Beweis von Gesundheit und Stärke, wenn wir alles Unangenehme so tief empfinden, und über jede Verührung gleich aufschreien. Wenn wir es nicht lernen, über Unannehmlichkeiten hinwegzusehen, leicht darüber hinzuschlüpfen, und sie immer bald wieder zu vergessen; so wird aus unserm Leben eine Kette unangenehmer Gefühle. Wenn uns eine Beleidigung widerfährt, müssen wir den Charakter des Menschen dabei in Anschlag bringen, der uns beleidigt hat. Oft ist es bloßer Mißverständnis, Mangel an Erziehung. Belehren uns aber öfters gemachte Erfahrungen, daß böser Wille den Kränkungen zum Grund gelegen, wodurch unsere Ruhe verletzt worden ist; nun so müssen wir uns damit zu trösten suchen,

daß es die Natur des Schwachen so mit sich bringt, Andern übel zu wollen — und seinen Einfluß nach dem Vermögen abmessen, das er besitzt, Andern Verdruß zu machen. Wir müssen uns darauf gefaßt halten, wo wir uns hinwenden, Hindernisse in unserm Wege zu finden, unsere Maaßregeln darnach nehmen, und es uns nicht befremden lassen, im Verkehr mit Andern mehr Widerstand als Beistand anzutreffen: Denn wo Menschen leben, haben wir Verdruß zu erwarten. Die Vortheile, die wir erlangen, wünschen Andere ebenfalls zu erhalten; das Interesse durchkreuzt sich; wir mißfallen unschuldigerweise, und werden gehaßt, ohne es zu verdienen: — den Glücklichen verfolgt der Neid. Beleidigt dich ein Rasender, ein Kind, ein Narr, du achtest nicht darauf. Ein von Zorn entbrannter Mensch, oder ein Berauschter, ist so wenig bei Vernunft, als ein Fieberkranker; anstatt ihn einer Antwort zu würdigen, bestrafe ihn durch Stillschweigen. Es ist unter deiner Würde, ihm zu antworten. Dieß hieße sich mit ihm vergleichen, sich mit ihm messen.

Sey über jede Beleidigung erhaben, so kann dich so leicht keine treffen. Wer Andere stets im Verdacht hat, daß sie ihm Böses wünschen, verdient daß ihm endlich Böses widerfährt. Es ist klein, unverdienten Beleidigungen anders als mit Verachtung zu begegnen. Der Rechtsschaffene ist unverwundbar, und kann nicht verletzt werden. Was aber unverletzlich ist, behauptet seine Unverletzbarkeit nicht sowohl dadurch, daß ihm keine Wunde beizubringen ist, als dadurch, daß er die Verletzung nicht empfindet.

Es gibt keinen stärkern Damm gegen die Widerwärtigkeiten und Unannehmlichkeiten des Lebens, als die feste und unerschütterliche Ueberzeugung, daß wir allein nur im Stande sind, uns Böses zuzufügen. Hat unsere Vernunft diese Stufe der Ausbildung erreicht, so kann uns ferner nichts weiter etwas anhaben. Ist der Beleidiger ein Unverschämter, so behandle ihn wie er es verdient; kehre dich nicht an ihn, und laß ihn stehen. Ist er das nicht, so suche ihn zu entschuldigen. Du hast vielleicht Gelegenheit zu der Beleidigung gegeben, oder sonst ein Anlaß hat ihn wider dich aufge-

bracht; oder er hat es auch so böß nicht gemeint. Hat dich aber Jemand mit kaltem Blute zu beleidigen gesucht, so ziehe den Vortheil daraus, dich, nachdem du einen solchen Menschen bei der Gelegenheit näher kennen gelernt hast, ein andermal vor ihm zu hüten, und ihm ins Künftige nicht zu trauen. Verdanke es ihm, daß er dich die Seite an dir kennen gelernt hat, an der dir beizukommen ist, und ziehe den Vortheil daraus, dieselbe zu befestigen und für künftige Anfälle der Art sicher zu stellen. Dies ist die einzige erlaubte Rache, die wir an einem Feinde nehmen dürfen, daß wir das Böse, was er uns zuzufügen Willens gewesen, durch den Nutzen, den wir daraus ziehen, zu etwas Gutem umschaffen.

Ohne die Unfälle, wodurch ganze Familien hingerissen, ja oft ganze Geschlechter vertilgt und ausgerottet werden, ohne Sturm, Hagel und Ungewitter, wäre die Erde so schön nicht, wie sie ist. Ohne die Verletzungen, die einzelnen Menschen widerfahren — wenn wir nicht von Zeit zu Zeit durch Unglücksfälle in unserer Ruhe unterbrochen würden — wo sollten wir die Gelegenheit hernehmen, unsere Kräfte zu

üben, Andern verzeihen zu lernen, Geduld, Muth und Standhaftigkeit zu beweisen, und in der Großmuth und so vielen andern Tugenden neue Fortschritte zu thun? — Die meisten Unfälle, die uns betreffen, hören auf Uebel zu seyn, durch die Anlässe, die sie uns verschaffen, Fehler, die wir an uns haben, kennen zu lernen, sie abzulegen, und im Guten fester zu werden.

*

Die äussern Unglücksfälle, denen wir ausgesetzt leben, sind Krankheit und körperliche Schmerzen, Gefangenschaft, Landesverweisung, Dürftigkeit, Entehrung, Verlust unserer Freunde, und endlich der Tod.

K r a n k h e i t.

Bei Krankheiten, die uns befallen, bei körperlichen Leiden, müssen wir uns dadurch aufzurichten und zu trösten suchen, daß wir uns sagen:

1. Die Leiden, die uns betreffen, sind unvermeidlich; wir haben sie mit Andern gemein,

und können nicht verlangen, daß die Natur für uns eine Ausnahme mache.

2. Der Mensch ist zum Leiden geboren. Was natürlich ist, darin müssen wir uns finden. Unsere Bestimmung ist, zu altern, an Kräften abzunehmen, schwächer und gebrechlicher zu werden. Wir können es nicht vermeiden, daß uns nicht einmal eine Krankheit befallt.

3. Ist sie langwierig, so sind die Schmerzen, von denen sie begleitet ist, zu ertragen. Sind die Schmerzen zu heftig, so ist die Krankheit nicht von Dauer.

4. Wir sind es nicht, die leiden, unser Körper ist es. Ungeduld kann unsern Zustand nicht verbessern. Ruhe und Gelassenheit hingegen, die wir dem Schmerz entgegensetzen, können denselben vermindern, oder doch dazu dienen, daß wir ihn erträglicher finden. Unsere Geduld wächst, unsere Tugend wird durch die Anstrengung, wozu uns der Schmerz nöthiget, vollkommener; wir erlangen mehr Gewalt über uns selbst — lauter Vortheile, die bei weitem die Leiden, die den Körper betreffen, überwiegen. Der Körper ist nur das Werkzeug der Seele; das Werkzeug aber ist zu keinen Klagen berech-

tiget, wenn es im Dienste seines Herrn ver-
braucht wird. Der Körper ist der Seele zum
Dienste beigegeben; wollte die Seele sich über
die Schmerzen betrüben, die den Körper befall-
en, so lebte die Seele dem Körper unterworfen.
Ein Reicher wird kein Aufhebens davon machen,
wenn sein Kleid einen Flecken oder einen Riß
bekommt. Besitzt er nicht ausserdem genug, und
hat bessere Schätze aufzuweisen? Legen wir ja
doch den Körper einmal ab, und müssen uns
entschließen, ihn zurück zu lassen. Wir würden
jedes Leiden weniger empfinden, wenn wir mehr
daran gewöhnt wären, uns mit uns selbst zu
beschäftigen, und die Vorzüge unserer geistigen
Natur besser einsehen und kennen gelernt hätten.
Wir pflegen mit dem Körper zu vielen Um-
gang; der Schmerz, der das weiß, spielt uns
dieserwegen so arg mit. Endlich haben Krank-
heiten und Leiden auch den Vortheil für uns,
daß sie uns einen Ekel vor der Welt beibrin-
gen, wenn sie lange dauern — und uns geneigt
machen, sie zu verlassen. Nimmt sie die Na-
tur aber von uns, wie innig empfinden wir
dann nicht den Werth der Gesundheit, lernen sie
schätzen, und künftig besser in Acht nehmen! —

Ist der Schmerz leicht, so erfordert's wenig Anstrengung, ihn zu ertragen. Ist er groß, so ist auch das Verdienst um so größer, wenn wir uns so dabei benehmen, wie sich's für ein vernünftiges Wesen ziemt. Dauert er zu lang, und will uns unerträglich fallen: klagen wir unsere Weichlichkeit an, schelten wir uns darüber, daß wir ihm nicht besser zu widerstehen wissen, und suchen wir unter die Wenigen zu gehören, die schon ärgere Schmerzen ausgehalten. Nicht unser Unvermögen, — die Natur ladet keinem Menschen mehr auf, als er ertragen kann — unsere Verwöhnung, Schmerzen zu ertragen, ist Schuld daran, daß wir manches Leiden für unerträglich halten, uns so unanständig geberden, und darwider auflehnen. Das Leben mag uns der Schmerz entreißen, nur Muth und Fassung nicht.

G e f a n g e n s c h a f t.

Gerathen wir in Gefangenschaft; auch dieß kann nur unsern Körper betreffen. Mit unsern Gedanken entfliehen wir dem Kerker, und können seyn wo wir wollen. Viele haben die ihnen angebotene Wiedererlangung ihrer Freiheit ver-

worfen, und sich so in der einsamen Stille ihres bisherigen Gefängnisses gefallen, und solche Vortheile für ihren Geist daraus zu ziehen gewußt, daß sie dasselbe nicht wieder verlassen wollten.

V e r b a n n u n g.

Werden wir des Landes verwiesen: ist es denn Ort und Stelle, woran unsere Zufriedenheit geknüpft ist? Wenn wir uns nur selbst nicht fehlen, können wir aller Orten glücklich seyn; und wo wir es sind, da sind wir zu Haus. Die Sonne geht in einem Lande so schön auf, wie in dem andern. Ueberall glänzt die Natur in ihrer Pracht, überall gibt es Menschen, denen wir nützlich werden, und die wir uns dadurch zu Freunden machen können.

D ü r s t i g k e i t.

Armuth und Mangel sind schon drückender, obgleich auch erträglich; und nicht selten von Freuden umringt, von denen der Reiche nichts weiß, die der Ueberfluß nicht kennt. So viel bleibt uns immer übrig, daß wir unsern Hunger stillen, und die natürlichen Bedürfnisse befriedigen können, die wir mit andern Menschen

gemein haben. Die Natur fordert wenig, und findet Rath, sich dieses Wenige zu verschaffen; die eingebildeten Bedürfnisse befriedigt kein Peru. Bleiben uns nur zwei Arme und ein gesunder Körper; für alles Uebrige findet sich Rath. Nur die angenommenen Bedürfnisse sind es, die uns quälen, uns so viele Noth verursachen, und es uns so schwer machen, uns von ihnen zu trennen und sie fahren zu lassen, obgleich des Menschen wahres und eigenthümliches Glück durch sie verdunkelt wird, und wir mehr darum geben sollten, sie uns vom Halse zu schaffen, als sie zu befriedigen. Es sind beschwerliche Gäste, die uns nur abhalten, des Lebens froh zu werden, und deren wir je eher je lieber los zu werden suchen sollten.

Wir müssen diese Welt einst verlassen, wie wir hinein gekommen sind, nackend und bloß. Wie mögen wir Dinge als zu unserm Eigenthum gehörig ansehen, die wir weder mitgebracht haben, noch mit fortnehmen können? Was uns umgibt, müssen wir uns gewöhnen wie die Geräthschaften in einem Wirthshaus anzusehen, in dem wir eine Nacht zubringen sollen, und die uns nur so lang etwas angehen, als sie zu

unserer Bequemlichkeit gereichen, und wir Nutzen von ihnen ziehen. Warum uns abhalten lassen, uns unseres eigenen Hausrathes zu bedienen; zuzusehen, was Küche und Keller vermögen, und auf unserm eigenen Heerde Feuer anzuzünden, um uns daran zu wärmen, und uns dabei wohl seyn zu lassen?

Je größer der Mensch ist, um so weniger findet er unter einem gewöhnlichen Schilde Schutz, der einen Andern von mittlerer Statur gemächlich deckt, vor äussern Verletzungen bewahrt, und verhindert, daß ihm der Feind nichts anhaben kann. Je geringer der Vorrath, der unserer Aufsicht anvertraut ist, desto leichter fällt es uns, ihn zu übersehen, desto weniger Mühe und Beschwerden haben wir; um so viel mehr Zeit bleibt uns gelassen, die wir uns und unserm Vergnügen widmen können; um so frohlicher, heiterer und sorgenfreier leben wir. Der Mittelstand, den so Wenige zu schätzen wissen, jene glückliche Entbehrung eines unnöthigen Ueberflusses, jener Mangel an unnützem Vorrath, der Vielen so beklagenswerth scheint, macht, daß wir unsers Lebens erst recht froh, daß wir uns selbst gelassen, frei und unabhängig werden,

und die nöthige Muse zum Genuß der Güter erlangen, die uns das Schicksal verliehen hat; wozu dem Reichen, über den Fäufereien und Streithändeln, die vom Besitze großer Güter unzertrennlich sind, und ihm den besten Theil des Lebens rauben, keine Zeit vergönnt ist. Was für geringfügige Güter aber sind das, und wie wenig verdienen sie's, daß man ihnen mit so großem Eifer nachstrebt, die so vieles Unheil über uns bringen; uns so vielen Kränkungen und Verdrüßlichkeiten aussetzen; uns zu Sklaven Anderer machen; des Friedens und der Ruhe berauben; tausend vorher nie gekannte Wünsche in uns erwecken; und uns dem Argwohn, der Furcht und der Eifersucht Preiß geben! — Werden Verlust solcher Güter beklagt, ist höchst beklagenswerth; indem er seine Gemüthsruhe oben drein verliert. Der weniger Begüterte kann im Hafen einlaufen, wann es ihm gefällt; der Reiche mit Schätzen Ueberladene ist die hohe See zu halten gezwungen, und muß, bis ein günstiger Augenblick für ihn erscheint, mit den Stürmen kämpfen.

Warum der Meynung des großen Haufens folgen, und nicht lieber den Weisen nachah-

men, die nach den Bekenntnissen, die sie uns hinterlassen haben, ihr Leben erst alsdann recht zu schätzen, und seiner froh zu werden anfangen, nachdem das Glück sie der Schätze wieder beraubt hatte, auf die Andere einen so großen Werth legen?

Verlust äußerer Ehre.

Die Entsetzung von Hofchargen, und andern Aemtern und Ehrenstellen, die Manche so tief zu Boden beugen, ist auch weit öfter für ein Glück zu achten, als daß es vernünftig wäre, niedergeschlagen darüber zu werden, sich abzukümmern, und dem Gram und der Verzweiflung Preis zu geben.

Die meisten Ehrenstellen legen uns Fesseln an, halten uns ab, uns selbst zu leben, und machen daß wir über den Diensten, die wir dem Staate leisten, uns zu dienen, und zu genießen, versäumen. Und für so viele kostbare Opfer, die wir dem Vaterlande bringen, erwartet uns am Ende Undank, Neid und Verfolgung, wo nicht gar Landesverweisung, Beraubung unserer Güter, und des Lebens selbst — wovon die Geschichte so viele Beispiele aufweist.

Demohnerachtet fahren die Meisten fort, dem öffentlichen Rufe Freiheit, Ruhe und Zufriedenheit aufzuopfern, und von der Volksstimme — wie gering sie auch jeden Einzelnen aus dem Volk achten mögen — ihre Zeit, ihre Ruhe und ihr Leben für immer abhängig zu machen.

Verlust der Freunde.

Der Verlust unserer Freunde und Lieben verdient es schon eher, daß wir ihm eine Zähre weihen; obschon auch wider dergleichen Schmerz die Weisheit uns Trostgründe zu verleihen im Stande ist. Zuvörderst müssen wir fragen: was wir bei dem Verlust von Freunden, und solchen Personen, die uns nahe angingen, beweinen — ob ihren oder unsern Verlust? Den ihrigen brauchen wir oft blos als einen Vorwand; und unsere Thränen fließen weniger dem Nachtheil, den der Tod solcher Personen den Ihrigen, und in so fern ihnen selbst, dem Vaterland, und Andern bringt, denen ihr Leben von Nutzen gewesen, als uns, und dem Vergnügen, das uns ihr Umgang gewährte; den Vortheilen, die wir aus ihren Lehren gezogen; der Lust, die wir aus ihrer Liebe geschöpft; oder

dem Nutzen, den uns ihr Beistand, ihre Verwendung und Hülfe geleistet. Wir bejammern es, daß auch unser Lichtlein dem Erlöschen nahe kommt; oder unser Beklagen ist wohl gar mit Neid vermischt, daß wir nicht auch geborgen, und, so wie sie, in Zukunft gegen Unannehmlichkeiten gesichert sind. Die rechte Ansicht des Todes läßt ihn uns als einen Freund erscheinen, der unsern Leiden ein Ziel setzt. Wenn Gott gewollt hätte, daß unser Leben glücklicher ausfallen sollte, so würde er es verlängert haben. Uns beklagen wir im Verlust unserer Freunde; unser Verlust ist es, der uns betrübt und zu Herzen geht. Wie ungroßmüthig ist es aber nicht, einem Freund die Ruhe zu mißgönnen, die er gefunden, weil die unsrige dabei leidet? Nimmt doch unser Freund unsere Tugenden nicht mit sich fort, mit denen es uns nicht fehlen kann, neue Freunde zu erwerben. Der Rechtschaffene, sobald seine Gesinnungen bekannt und bewährt erfunden werden, findet leicht wieder andere Freunde, und hat solchergestalt blos Freunde gewechselt.

*

Die Verletzungen, die wir an unserer Ruhe durch uns selbst leiden, rühren von Furcht, Angstlichkeit und übertriebener Besorgniß her; fließen aus Traurigkeit und Niedergeschlagenheit; oder sie entspringen aus zu großer Weichherzigkeit, wenn das was uns das Herz zerreißt, Andere betrifft. Insofern Andere uns gekränkt und beleidiget haben, empfinden wir Zorn, Haß, Unwillen und Rachgierde. Das Geschäft des Muths, der Standhaftigkeit, der Tapferkeit und Seelengröße, besteht in der Kraft, diese Leidenschaften zu mäßigen, sie in die gehörige Schranken zurückzuweisen, und das Gemüth dadurch bei Ruhe und Freiheit zu erhalten: so wie die Vernunft darauf zu sehen hat, der Entstehung aller solcher Leidenschaften — wenn es seyn kann; und was sicherer ist, als dieselben, wenn sie schon entstanden sind, wieder zu unterdrücken — dadurch zuvorzukommen, daß der Mensch die Unfälle, wodurch Andere zu Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, zu Zorn, Unwillen, Haß und Rachgierde verleitet werden, vermöge einer bessern und höhern Ansicht der

E

Dinge, weniger empfinde, und daher nicht so tief davon verwundet und verletzt werde.

F u r c h t s a m k e i t.

Furcht und zu große Angstlichkeit können wir nicht besser besiegen, und uns dagegen waffnen, als wenn wir der Zukunft getrost entgegen gehen, und uns so lange ruhig verhalten, bis die Uebel, die wir befürchten, uns wirklich betrossen haben — die oft vorüber gehen, ohne uns zu erreichen. Wir sind nicht weniger dem Irrthum bei dem unterworfen, was wir fürchten, als bei dem was wir hoffen. So wie viele unserer Erwartungen im Leben nicht in Erfüllung gehen, so bleiben wir auch von mancher Noth befreit, und von Uebeln verschont, die wir befürchteten. Wie oft hat uns die Zukunft, von der wir so Vieles besorgten, nicht Trost zugeführt! Wie mancher günstige Zufall hat nicht schon ein Unglück von uns abgewandt, dem wir nicht mehr entgehen zu können glaubten! — Mit Einer Wendung steht das Unterste am Rade oben; die Seite, von der wir unsern Umsturz besorgt, hat oft unsere Glücksumstände verdoppelt. Von allem Wandelbaren und Verz

änderlichen ist nichts unbeständiger und größeren Täuschungen unterworfen, als die Hoffnung des Menschen; worauf wir am sichersten gezählt, das schlägt uns fehl; was wir besorgt, geht ohne Gefahr vorüber; worauf wir am wenigsten gefaßt waren, das begegnet uns. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Machen wir uns doch nicht vor der Zeit unglücklich; die Gefahr kann vorüber gehen, ohne uns zu treffen. Die Zukunft, die so Manchen schon in seiner Rechnung betrogen hat, wird sich gegen unsere Wünsche und Besorgnisse nicht anders benehmen. Mag uns noch so vieles Unglück bevorstehen — so lange der Mensch lebt, ist noch Hoffnung vorhanden. Zudem rühren unsere Besorgnisse weit öfter aus Weichlichkeit und Unbekanntschaft mit Gefahren und Ungemächlichkeiten her, als daß sie gegründet, und so vernünftig und rechtmäßig wären, als unser Absehen vor Mühseligkeiten und Beschwerden den Verstand gerne überreden mögte. — Es ging uns in der Jugend zu wohl, wir waren zu glücklich, zu selten in Noth, und in dem Falle, uns anstrengen und unsere Kräfte gebrauchen zu müssen. Darum empfinden wir die Gefahren, womit unsere Ruhe bedrohet wird,

und wodurch unsere bisherige Lebensart unterbrochen und gestört werden könnte, so tief, und werden von dem Gedanken, eine andere Lebensart anfangen, auf unsere bisherige Vergnügungen Verzicht leisten, und dagegen arbeiten und unsere Kräfte anstrengen zu müssen, so tief erschüttert. Wir müssen unsere Kräfte nicht ruhen, die Gaben, die uns das Schicksal verliehen, nicht ungebraucht lassen, unsere Arme rühren, uns anstrengen, ja uns oft freiwillig solcher Strapazen und Mühseligkeiten unterziehen, wozu Andere die Nothwendigkeit verbindet. Was uns bevorsteht, und so wie es Andere betroffen, dereinst auch betreffen kann, fällt uns dann weniger auf — wir sind darauf gefaßt, und der Gedanke daran hat nichts Fremdes für uns. Es ist besser, wir gehen der Gefahr entgegen, und sind der angreifende Theil, als daß sie uns überrascht und unvorbereitet finde. In jenem Falle hängt es von uns ab, die tauglichsten Waffen auszuwählen, es sey zum Angriff, oder zu unserer Vertheidigung; wir sind besser im Stande, uns den Rücken zu decken, und wenn wir überwältiget werden, einen sichern Rückzug zu nehmen. Eine Gefahr,

auf die wir vorbereitet sind, die uns weder bestürzt macht, noch in Erstaunen versetzt, bestehen wir noch eins so leicht; während Andere, die keine Parthei zu ergreifen, keinen Entschluß zu fassen wissen, darin umkommen.

Niedergeschlagenheit.

Der Hülfsmittel wider Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, diese so nachtheilige, unvernünftige und ungerechte Leidenschaft, gibt es vornehmlich zwei. Das eine besteht, nach Anweisung der Stoiker, in einem festen und entschlossenen Benehmen, das uns alle Unglücksfälle für gering und nichtsbedeutend anzusehen, und dieselben geradezu verachten lehrt. Das andere beruht auf der Übung, unsere Gedanken von den Gegenständen unserer Betrübniß abzuwenden, und die Anlässe zur Niedergeschlagenheit und Traurigkeit mit andern und solchen zu verwechseln, die uns aufzuheitern im Stande sind, und worüber wir das Unglück, oder den Verlust, der uns betroffen, nach und nach vergessen und aus dem Gesichte verlieren.

M i t l e i d.

Vor schädlichem Mitleiden, so daß wir unsere Ruhe darüber verlieren, in unserer Thätigkeit unterbrochen, und abgehalten werden, unsern gewöhnlichen Geschäften vorzustehen, bewahren wir uns, wenn wir Sorge tragen, daß die Pflichten, die wir gegen uns selbst zu beobachten haben, nicht von fruchtlosen Empfindungen verdrängt und verdunkelt werden.

Z o r n.

Schwerer fällt es, dem Zorn zu entgegnen, der, wenn er erst einmal in der Seele erwacht ist, und uns ergriffen hat, nicht so leicht wieder zu dämpfen und zu bezwingen ist.

Die Weisheit gibt uns drei Hülfquellen wider diese gefährliche Leidenschaft an die Hand.

1. Ihr zum voraus alle Zugänge zu verriegeln; indem es leichter ist, dem Zorn den ersten Schritt zu verwehren und abzuschneiden, als, wenn er erst einmal Zugang zu uns gefunden hat, ihn zu bezähmen und in Ordnung zu erhalten. Die gewöhnlichen Ursachen, wodurch wir in Zorn gerathen, sind: allzugroße Reizbarkeit und Empfindlichkeit, Schwäche,

Weichlichkeit, unzulängliche Vorbereitung auf die Unfälle, die uns betreffen können; zu große Anhänglichkeit an gewisse Gewohnheiten und Gemächlichkeiten; zu wenig Nachsicht gegen andere Menschen; überspannte Erwartung und Begriffe; zu große und zu vielerlei Anmaßungen und Forderungen, ohne dagegen Anderer Fähigkeiten, Naturanlagen, Erziehung, und was sie mithin leisten können, gehörig in Anschlag zu bringen; so wie endlich zu wenige Einfachheit und Bescheidenheit in unsern Wünschen und Bedürfnissen, bei einer nicht genugsamem Abhärtung gegen die Widerwärtigkeiten und kleinen Unfälle und Neckereien im Leben, denen ein Jeder ausgesetzt ist, und Niemand so leicht entgeht. Nach dem Beispiel des Königs Cotys, der, als man ihm einst ein Gefäß von großem Werth zum Geschenk machte, an dem er großes Wohlgefallen fand, dasselbe absichtlich zerbrach, um sich nicht einst zu erzürnen, wenn ein Zufall dasselbe in Stücken zertrümmern sollte; welcher Cotys — im Vorbeigehen gesagt — jedoch mehr Muth und Stärke bewiesen haben würde, wenn er das Gefäß ganz gelassen, und dagegen den Vorsatz gefaßt

Hätte, sich seinetwegen in keinem Fall vom Zorn übernehmen und hinreißen zu lassen, was auch immer aus demselben geworden seyn möge. Oder aber, so wie Cäsar, durch geflissentliche Unterdrückungen solcher Thatsachen, von denen wir zum voraus absehen können, daß sie uns empfindlich kränken, uns dadurch zum Zorn und Hestigkeit hinreißen würden, wenn wir sie näher untersuchten. Am besten kommen wir dem Zorn zuvor, wenn wir nicht zu leichtgläubig sind; und nicht, wie so Viele, von Andern immer argwöhnen, daß sie uns gering schätzen, uns verachten, und damit umgehen, uns zu beleidigen und uns Verdruß zu verursachen; welches weniger einen großen Verstand und tiefe Einsichten ins menschliche Herz verräth, als es unanständig, unter der Würde eines Mannes und der Achtung ist, die wir uns selbst schuldig sind, und zu erkennen gibt, wie wenig wir uns zutrauen, und wie geneigt wir sind, jeden Andern für besser zu halten, und ihn über uns erhaben zu glauben. Ein rechtlicher Mann muß wissen, was er werth ist, und seine Kräfte nicht ungebraucht lassen, so wird der Argwohn, der ihn quält, bald vergehen. Warum Andern stets so gehässige

Abfichten unterfchieben, und die Beleidigung, die uns von ihnen widerfährt, nicht lieber andern Ursachen beimessen — Mißverstand, Irrthum, Mangel an Erziehung? Laßt uns die Beleidigung eines Freundes für Leichtfinn halten; an Vernachlässigung von Untergebenen gar nicht glauben; Beleidigungen des Pöbels aber mit Verachtung begegnen, als von Leuten herkommend, in deren Gewalt es nicht stehen muß, uns, wann es ihnen einfällt, Verdruß verursachen und unsere Ruhe antasten zu können. Ein weit schönerer Sieg, als an dem Beleidiger Rache zu nehmen, ist der Sieg über uns selbst. Eine Beleidigung nicht so lebhaft zu empfinden, durch dieselbe nicht so sehr verletzt zu werden, daß unsere Ruhe darunter leidet, Wohlwollen und Güte darüber in unserm Herzen erkalten, ist rühmlicher, als sie zu rügen. Sich darüber zu entrüsten, heißt bekennen, wie weh sie uns gethan; unter ihr zu erliegen, verräth, wie weit der Beleidiger uns an Kraft überlegen ist. Wenn wir den Zorn nicht zu bezwingen wissen, bezwingt der Zorn uns.

2. Der zweite Rath der Weisheit besteht darin: Wenn wir wahrnehmen, daß Zorn und

Unwille in uns erwachen wollen, uns still zu verhalten, die Einsamkeit aufzusuchen, und uns Gewalt anzuthun, damit die Erschütterungen des Gemüths nicht noch durch körperliche Unruhe vermehret werden. Wir müssen Aufschub von uns selbst zu erhalten, Zeit zu gewinnen suchen, und uns abkühlen, bis die erste Hitze verbracht ist, und die Vernunft wieder in ihre Rechte eintritt. Alles was wir im Zorn beschließen, muß uns verdächtig seyn; wir dürfen uns nicht eher ein Urtheil zu fällen erlauben, nicht eher einen Entschluß fassen, als wenn die erste Aufwallungen vorüber sind, und der Zorn sich gelegt hat. So lange wir in Bewegung sind, können wir kein Vertrauen zu uns haben; so lang der Zorn dauert, sind wir ausser Stand, uns zu berathen.

3. Die dritte Vorschrift der Weisheit geht dahin, unsere Aufmerksamkeit auf die Folgen zu richten, die jeden im Zorn gefassten Entschluß zu begleiten pflegen; zu beobachten, wie Andere sich im Zorn benehmen, wie häßlich diese Leidenschaft sie macht, und wie gräßlich wir selbst aussehen, wenn uns der Zorn übermannt hat, und wir nicht mehr wissen was wir thun; wie un-

endlich dagegen Sanftmuth und Gelassenheit den Menschen verschönern, und ihm, gleich einem Magnet, alle Herzen zuführen; von wie vielen Grazien die Mäßigung begleitet ist, wie wohl sie Andern gefällt, und uns dadurch nützlich wird, und zwar um so mehr, je höher der Stand ist, den wir begleiten, und was wir einmal verdorben haben, daher um so schwerer wieder gut zu machen und auszulöschen ist. Die Schöpfung hat nichts Schöneres aufzuweisen, als einen Mann, der sich immer selbst gleich, den nichts aus seiner Fassung zu bringen vermögend ist; der, seiner Leidenschaften vollkommen Herr, stets heiter und gelassen bleibt, ohne je bewegt noch erschüttert zu werden; dessen Stirne kein Gewölke umlagert, und der, weder durch Traurigkeit jemals niedergebeugt, noch von Zorn entflammt und in Wuth versetzt, ruhig die Bahn durchläuft, die das Geschick ihm vorgezeichnet hat. Nichts ist so häßlich, als der Zornmüthige, der bei jedem Hinderniß, bei jedem Unfall gleich aufbraust, tobt, hadert, schimpft, poltert, in Berwünschungen ausbricht, Rache schnaubt, und seinem Feinde den Untergang droht. Ein wenig zu zürnen, ist allen:

falls noch erlaubt, nur darf unser gerechte Eifer die Grenze der Schicklichkeit und Billigkeit nicht überschreiten, und den rechten Mann nicht verfehlen. Die Galle in der Art auszulassen, ist sogar heilsam, der Gesundheit zuträglich, und lange nicht so schädlich als den Zorn in unserer Brust zu verschließen und uns von ihm aufzehren zu lassen.

H a ß.

Wider den Haß haben wir die Regel zu beobachten, die uns belehrt: daß jedes Ding in der Welt zwei Seiten hat, woran es sich fassen läßt — eine, die uns Schmerz und Unwillen, und eine andere, die uns Vergnügen verursacht. Laßt uns daher ein jedes Ding bei dem guten Ende anfassen, und wir werden finden, daß uns nichts so verabscheuungs- und hassenswerth vorkommen kann, an dem sich nicht eine schöne Seite sollte entdecken lassen, wenn wir nur die Geschicklichkeit besitzen, sie wahrzunehmen. Denn es ist nichts in der Welt, die ärgste Beleidigung mit eingeschlossen, woraus der Mensch nicht einen Vortheil zu ziehen im Stande wäre. Unser Beleidiger verdient

eher unser Mitleid, als unsern Haß: denn er ist es, der zuerst verwundet worden, und nun, ausser dem Verlust seiner Ruhe und seines Frohsinns, den ihm sein Unwille gegen uns zugezogen, büßt er auch noch den Gebrauch seiner Vernunft ein, deren Einfluß für jeden Menschen verloren geht, sobald Güte und Wohlwollen in ihm erlöschen, und Leidenschaft aus ihm spricht. Wenden wir das Blatt um, beklagen wir die, welche wir zu hassen entschlossen waren, und bewerben uns um ihre Liebe und Achtung — so wie Lykurg, der den Spartaner, der ihm ein Aug ausstieß, zu seiner Bestrafung, durch die Sorgfalt, die er fortan auf die Ausbildung seines Verstandes verwandte, in einen der nützlichsten und rechtschaffensten Bürger umschuf.

N e i d.

Den Neid bekämpfen wir, wenn wir die Güter, um deren willen wir Andere beneiden, zergliedern, und näher prüfen. Gewöhnlich sind wir Andern abgeneigt, beneiden sie, und wollen ihnen übel, der Glücksgüter und Ehrenstellen wegen, in deren Besitz wir sie sehen, oder

auch wegen der besondern Gunst, in der sie bei vornehmen und vermögenden Personen stehen. Wir wissen aber selten, was der Besitz dieser vermeintlichen Vorzüge sie kostet, wie theuer er sie zu stehen kommt — und dürften leicht die Ersten seyn, die ihnen entsagten, wenn sie uns um den gleichen Preis angetragen würden, und wir, um sie zu erhalten, uns dazu verstehen sollten, so wie sie, zu schmeicheln, zu kriechen, uns tausend Demüthigungen gefallen zu lassen, uns unserer Freiheit zu begeben, unsern Willen zu verläugnen, und uns in allen Stücken nach dem Willen, den Launen und Einfällen Anderer zu richten. Die Natur verkauft nichts umsonst. Auf einem andern Wege werden uns Reichthum, Ehre und Einfluß nicht zu Theil. Wer aber auf wahre Ehre und auf Tugend hält, der wird sich wohl fürsehen, Gütern nachzustreben, die nicht anders als durch dergleichen schimpfliche Demüthigungen und Herabwürdigung erlangt werden können? Bemitleiden wir daher eher diejenigen, die wir im Besitze solcher Güter sehen, anstatt sie zu beneiden. Wären es aber wahre Güter, die sie erlangt hätten; so sollten wir uns vielmehr darüber freuen,

indem es unsere Pflicht ist, Andern wohl zu wollen, und unsere Zufriedenheit durch das Glück Anderer zu vermehren.

N a c h b e g i e r d e.

Will sich Nachbegierde unserer Seele bemeistern, so laßt uns bedenken, wie rühmlich es ist, Andern zu verzeihen, und sich großmüthig und über jede Beleidigung erhaben zu beweisen. Eine Beleidigung zu rächen, und den Beleidiger vor die Gerichte fordern, kann ein Jeder. Gnade vor Recht ergothen zu lassen, ist allein Fürsten und Königen vorbehalten. — Handle wie ein König, nimm an deinen Feinden keine Rache, und gib dadurch zu erkennen, daß du Herr in deinem Reiche bist, und dich unumschränkt beherrschest.

Wir können uns zugleich nicht besser an einem Feinde rächen, als eben dadurch, daß wir die Beleidigung nicht zu empfinden scheinen, und durch unser Benehmen zu erkennen geben, daß der Schlag, der uns zgedacht war, an uns vorbeigeglitten ist, wodurch derselbe verdoppelt auf den Beleidiger zurückfällt; so wie ein Degen, der einen harten Körper schnell berührt,

und davon abspringt, denselben weniger verlegt, als er dem Arm des Menschen wehe thut, der den Streich führt. Auf Rache sinnen, gibt zu erkennen, daß wir verlegt sind; darüber Klage führen, heißt seine Schwäche eingestehen, und sich für überwunden bekennen.

Man sagt: es sey unmännlich, eine Beleidigung, die uns von Andern widerfährt, ohne bestraft zu lassen. Ich gebe es zu; nur verlange ich, daß die Rache, die wir dafür nehmen, darin bestehe, daß wir die Beleidigung vergessen, und unsern Feind durch Wohlthaten zu beschämen suchen. Was kann ehrenvoller seyn, als einen Feind auf solche Art zu demüthigen, ihn uns zum Freund zu machen, und durch keine Beleidigung, sie sey auch noch so groß, Güte und Wohlwollen aus unserer Seele verdrängen zu lassen. Um so viel größer die uns zugefügte Beleidigung ist, um so verdienstlicher ist es, sie ungeahndet zu lassen; je mehr wir berechtigt sind, an einem Feind Rache zu nehmen, desto ehrenvoller ist es, ihm zu verzeihen. Zudem ist es auch nicht erlaubt, so wie es Zorn und Rache verlangt, in einer Sache Kläger und Richter zu gleicher Zeit zu seyn. Es ist billig,

Mißtrauen in uns zu setzen, und einen Dritten zum Schiedsrichter zu erwählen. Der Rath gesprüfter Freunde ist uns bei keiner Gelegenheit nöthiger, als bevor wir uns entschließen, ein uns widerfahrnes Unrecht zu ahnden und an unserm Beleidiger zu rächen. Die Rache schmeckt nur im Anfange süß, mehrentheils hinkt ihr die Reue hintennach. — Großmuth und ein veröhnliches Gemüth machen dagegen, daß wir jeden Tag mit uns selbst zufriedener werden.

Selbstbeherrschung, frühzeitige Bekämpfung der Leidenschaften, Unterdrückung des Zorns, Mäßigung der Affekten und der ersten Aufwallungen, sind die Mittel, eine sanfte Gemüthsart sich zu eigen zu machen, uns in der Geduld zu befestigen, und den Gedanken in unserer Seele stets gegenwärtig zu erhalten: daß wir nur von uns selbst beleidigt werden können; von den Beleidigungen aber, so uns Andere zufügen, nur so viel in unserer Seele zurückbleibt, als wir darin erhalten wollen.

E i f e r s u c h t.

Eifersucht ist ein anderes Leiden, das wie ein Krebs an der Seele nagt. Das einzige

u

Mittel, ihr zu entgehen, ist, daß man sich des Gegenstandes, auf den unser Verlangen gerichtet ist, würdig zu seyn bestrebt. Im Grunde ist Eifersucht ein Beweis, daß wir uns selbst gering schätzen, und für verdienstlos ansehen. Als Faustina ihren Gemahl befragte: was er zu thun beschloß, wenn Cassius die Schlachtwider ihn gewinnen sollte; versetzte der Kaiser: „Ich bin mir nicht bewußt, den Göttern so schlecht zu dienen, daß ich ein solches Unglück besorgen sollte.“ Diese Antwort mögen sich Verliebte bei ihren Gebieterinnen zur Lehre dienen lassen, und wenn ein Zweifel wider die Treue ihrer Herzenskönigin bei ihnen aufsteigt, denselben durch das Bewußtseyn der Reinheit und Lauterkeit ihrer Liebe aus ihrer Seele zu verdrängen suchen. Die sicherste Bürgschaft, die wir uns von der Treue und Anhänglichkeit geliebter Personen verschaffen können, ist das Gefühl, daß wir ihrer Liebe werth sind, das Vertrauen, das wir zu uns selbst haben. Wer auf guten Wegen wandelt, ist froh, von einem Zeugen begleitet zu werden. Wer sich bewußt ist, daß ihn keiner so leicht an Treue, Redlichkeit und Wohlmeinung übertreffen kann, hat nicht

zu besorgen, ausgestochen zu werden. Nur ein nichtsbedeutender Mensch vermeidet, mit Andern verglichen zu werden, und sucht daher, indem er weiß, daß jeder Vergleich zu seinem Nachtheil ausfallen muß, fremden Personen den Zutritt zu seiner Geliebten abzuschneiden.

Entgehen wir endlich dennoch nicht dem Verdruß, mit Andern unser Bett theilen zu müssen, so laßt uns das Beispiel so vieler berühmten Männer zum Trost dienen, denen es nicht besser erging, und die ihr Päckchen ganz in der Stille davon trugen, ohne viel Aufhebens zu machen — so wie Lucull, Cäsar, Pompejus, Cato.

Die Sache ist etwas so alltägliches, daß sie nicht verdient, daß wir sie so tief empfinden, uns darüber betrüben und abhärmen. Suche dich bei Andern um so beliebter zu machen, und der Welt so viele Achtung für dich beizubringen, daß sie dich beklage, und statt dich wegen des Vorfalls weniger zu schätzen, auf den Anlaß zürne, der dir ihn zugezogen.

Noch übler, als uns, läßt den Weibern die Eifersucht, die, wenn sie ihren Vortheil besser verstünden, nach dem Beispiel der Livia, der

Stratonica, und der Sara, eher darauf ausgehen sollten, das Vergnügen ihrer Männer zu vervielfältigen, und sie sich dadurch gewogener zu machen.

*

Die Tugend der Mäßigung und Enthaltbarkeit, ist eigentlich weniger eine für sich bestehende Tugend, als daß dadurch der Gebrauch und die Anwendung der Tugenden bezeichnet wird; deren Zweck es ist, unsern Eifer zu mäßigen, Leidenschaft und Triebe in Schranken zu halten; und zu verhüten, daß wir unsern Neigungen den Zügel nicht zu sehr schießen lassen. Nirgends bedürfen wir der Mäßigung mehr, als im Verkehr mit andern Menschen, und können ihrer weniger entbehren, als bei Theilungen, und wo Streitigkeiten auszubrechen drohen. Das sicherste Mittel, uns bei dieser Tugend zu bewahren, ist, daß wir so viel es immer möglich ist vermeiden, ein Privatinteresse zu haben; sondern stets unsere Pflicht und das Interesse der ganzen Menschheit vor Augen behalten. Jedes billige Verlangen ist von Mäßigung begleitet; was gerecht ist, damit haben Zorn und

Hader nichts zu schaffen. Unwille und Hestigkeit entstehen, wenn unsere Blicke auf unsern alleinigen Vortheil gerichtet sind.



Zur Bezähmung der thierischen Triebe, und um zu verhindern, daß uns Wollust und Sinnlichkeit nicht vor der Zeit erschöpfen und alt machen, ist Mäßigung vor jeder andern Seeleneigenschaft erforderlich. So wie Muth und Standhaftigkeit dazu dienen, Widerwärtigkeiten zu bekämpfen und zu ertragen, und der Gegenstand jener Tugenden das Unglück ist; so ist der Gegenstand der Mäßigung Glück und Lebensfluß. Ihr Amt besteht darin, den Schaum von der Aufwallung wegzuschöpfen, die ein zu heißes Blut oder andere Ursachen in uns erregen; unsere Seele im Gleichgewicht zu erhalten, und zu verhindern, daß die Vernunft die Oberherrschaft nicht verliere, und die Vergnügungen, statt daß wir sie besitzen, und zu unserer Lust verwenden, uns nicht besitzen, und uns zwingen, uns nach ihnen zu richten, statt von uns geleitet zu werden, und sich nach uns zu richten.

Im Glück hat uns die Mäßigung zu belehren, daß wir auf seine Gaben nicht zu fest zählen, und uns nicht so sehr daran hängen, daß wir ihrer nicht wieder entbehren können, oder uns stets nach mehr sehnen, und den Verlust der Güter, die uns das Glück verliehen hat, nicht mehr ertragen können; endlich, daß wir uns vorsehen, nicht übermüthig und vermessen zu werden.

Der vorzüglichste Gegenstand, womit die Mäßigung zu thun hat, ist die Bezähmung der sinnlichen Triebe, unter denen die Befriedigung des Geschlechtstriebes vorzüglich mit dem Namen der Wollust belegt wird.

W o l l u s t.

Im Allgemeinen ist die Wollust eine angenehme Empfindung dessen, was unserer Natur zuträglich und angemessen ist — ein Reiz, ein Kitzel, der angenehme Gefühle in uns erregt, so wie der Schmerz eine Empfindung unangenehmer Eindrücke ist.

Die epikureische Sekte, die bekanntlich die Wollust für das höchste Gut hielt, nahm sie jedoch in einem andern Verstand, und sah sie

nicht sowohl für einen Genuß der höchsten Wonne, als für eine Befreiung von peinigenden Empfindungen an. Nicht zu leiden, war ihr schon genug. Niemals zu leiden, hieß ihr Wollust. Und gewissermaßen verdient jener glückselige Gemüthszustand, in dem wir frei von Begierden sind, wo kein Wunsch, keine Hoffnung uns hinhält, und unsere Ruhe stört, allerdings für Wollust gehalten zu werden; indem ja der Zweck aller wollüstigen Gefühle, so sehr sie uns auch in Unruhe versetzen, am Ende dennoch auf nichts anders hinaus läuft, als uns Ruhe zu verschaffen. Was bezielen wir bei der Begierde nach der Umarmung einer schönen Gestalt anders, als uns des Feuers zu entladen, das uns verzehrt, und der Qual los zu werden, die uns keine Ruhe läßt? — Ruhe ist es, worauf wir beim Genuß der Wollust zählen; Ruhe ist es, was wir uns von ihren Freuden versprechen. Alle natürliche Wollust ist daher, mäßig genossen, erlaubt und billig. Nur muß sie auf natürlichen Wegen zu uns gelangen, und darf nicht durch Vorspiegelungen einer verdorbenen Einbildungskraft in uns entstehen, und von daher erst vom Körper aufgenommen werden: dieß

hiesse die Natur umkehren, die da will, daß der Körper zuerst wollüstige Regungen verspüre, nicht aber die Seele. So wenig als das Lachen ein natürlicher Zustand genannt werden kann, das dadurch entsteht, daß wir einen Menschen an der Nase kitzeln; eben so wenig ist die Begierde nach Wollust eine natürliche Empfindung, wenn Trieb und Wunsch darnach in der Einbildungskraft erzeugt wird.

Entsteht sie aus der Quelle, die zur Hervorbringung der sinnlichen Triebe bestimmt ist, so haben wir bei Befriedigung und Stillung dieser Triebe darauf zu sehen, daß solches ohne uns und Andern zu schaden geschehe; daß unserer Gesundheit kein Nachtheil daraus erwachse; daß unsere Thätigkeit nicht geschwächt, unsere Berufsobliegenheiten nicht dadurch unterbrochen, oder andere und edlere Gefühle unterdrückt und hintenangesetzt werden; endlich, daß wir ihrer mit Mäßigung und so genießen, daß sie uns nicht zum Bedürfniß werde, und edlere und bessere Neigungen aus unserer Seele dadurch verdrängt werden. Wir können beim Genuß der Wollust nicht vorsichtig genug zu Werk gehen, um nicht ein Hauptgeschäft unsers Lebens aus

ihr zu machen, und statt ihrer zu unserer Erholung und Stärkung, so wie des Schlafs, zu genießen, ihrer nicht so eifrig zu pflegen, daß wir welt und unvermögend darüber werden. Ehe wir's uns versehen, ist sie Herr über uns geworden — wir genießen ihrer nicht mehr, sondern werden von ihr besessen. Muth und Kraft erschlaffen, unsere Thätigkeit verwandelt sich in Läßigkeit und Verdrossenheit; jede männliche Tugend, die sich schämt, unter einer so weibischen Herrschaft zu stehen, entflieht aus unserer Seele; Treulosigkeit und Tücke treten an die Stelle von Biedersinn und vormaliger Unbestechlichkeit; falsch und betrügerisch, scheuen wir uns keines Unrechts, bis wir der Wollust endlich jedes Opfer zu bringen einwilligen, das sie von uns fordert.

U n m ä ß i g k e i t.

Eine sinnliche Lust anderer Art, vor der wir uns sorgfältig in Acht zu nehmen haben, sind die Vergnügungen des Gaumens. Uebermaß im Essen und Trinken gereicht dem Menschen auf einer andern Seite zum Nachtheil, schwächt die Geisteskräfte, und stört die Seele in ihren

Verrichtungen eben so sehr, als zu oft wiederholte Befriedigung des Geschlechtstriebes. Eine mäßige Kost, bei einer vernünftigen Auswahl von Speisen, nährt und erhält den Menschen, macht den Körper zu einem brauchbaren Werkzeug für den Geist, labt und erquickt uns; so wie hingegen Schwelgereien und Saufgelage uns auf sonderbare Gedanken bringen, die Gesundheit untergraben, und zu tausenderlei Thorheiten verleiten. Wer seinen Bauch zu viel pflegt, auf Leckereien hält, und dem Trunk ergeben ist, wird nicht leicht etwas Großes ausführen. Mäßigkeit und Enthaltbarkeit scheinen zwar an und für sich nur geringfügige Tugenden zu seyn, allein ihr Einfluß auf des Menschen übrige Neigungen und Gesinnungen geht über alle Beschreibung. Durch sie werden die Laster im Keime erstickt. Mäßigkeit ist die Mutter der Gesundheit und alles Guten. Mäßigkeit und Enthaltbarkeit bewahren die Seele vor den Gefahren der Leidenschaften, und machen sie empfänglich, auf die Lehren der Weisheit zu merken. Alle große und berühmte Männer aus der Vorzeit lebten mäßig; befließigten sich der Enthaltbarkeit und Mäßigkeit. —

Wir müssen jedoch in dieser Tugend von früher Jugend an geübt seyn, wenn wir Fortschritte darin machen wollen, und es uns leicht fallen soll, kostbare Gerichte vorbei zu gehen, und einfache Speisen vorzuziehen, sowohl der Gesundheit, als auch deswegen, weil sie leichter zu erhalten sind, und wir daher keine Bedürfnisse zu befriedigen haben, die uns von Andern abhängig machen, und einen zu großen Aufwand von Zeit erfordern.

L u x u s.

Der Luxus oder die Prachtliebe geht vornehmlich die Weiber an, die, anderer Vorzüge beraubt, sich sonst durch nichts geltend zu machen wissen, als durch Aufwand in Kleidungsstücken, und sonstigem Puzze. Die Spartaner, hierin consequenter als wir, gestatteten deshalb jeder öffentlichen Dirne so kostbar gekleidet einher zu gehen, als sie nur immer wollte, einer braven Hausfrau hingegen war es untersagt, sich in einen andern Schmuck, als in ihre Tugend und Ehrbarkeit, zu kleiden.

K e u s c h h e i t.

Keuschheit und Enthaltbarkeit, in Absicht auf die Befriedigung des Geschlechtstrieb's, sind nur der Schwierigkeiten halber verdienstlich, die mit der Beobachtung dieser Tugenden verknüpft sind. An sich betrachtet, sind sie von geringem Nutzen für das menschliche Geschlecht, so wie sie ohne Leben und Thatkraft sind. Sie bestehen nicht sowohl in einer Handlung, als in einer Beraubung, Mühe und Anstrengung, ohne großen Gewinn; auch wird die Unfruchtbarkeit durch eine Jungfrau vorgestellt. Daher auch die Befriedigung der sinnlichen Triebe an und für sich nichts Unerlaubtes seyn würde, wenn sich nicht so viele andere nachtheilige Folgen hierzu gesellen, als: unerlaubte Mittel, Betrug, Hinterlist, Verschwendung seines Vermögens, Vernachlässigung seiner Berufsgeschäfte und übrigen Obliegenheiten, Verrätherei, Falschheit, Vervortheilung Anderer, Verletzung ihrer Gerechtsame und Ansprüche. Am sichersten bewahren wir uns vor den Anlockungen der Wollust, wenn wir uns davon zu überzeugen suchen, wie uns die Schönheit, die wir an einem Weibe bewundern, die uns so mächtig reizt und

an sich zieht, doch nie zu Theil werden, noch so, wie wir es verlangen, uns durchdringen, oder sich von uns durchdringen lassen, in uns übergehen, in uns zerfließen und mit uns eins werden kann; wie sie stets ausser uns, und eines Andern bleibt, höchst vergänglich, und am Ende in sich weder etwas Gutes noch etwas Böses ist, sondern das eine oder das andere erst durch den Gebrauch, den wir von ihr machen, für uns wird. Dabei müssen wir den Nachtheil erwägen, und des Schadens eingedenk seyn, den das Uebermaaß im Genusse der Wollust dem Körper so wie der Seele bringt; wie Viele ihre Tage dadurch verkürzt, ihre Geisteskräfte abgestumpft, Ruf und Vermögen dadurch eingebüßt haben. Scipio und Alexander sollten unsere Muster seyn. Von ihnen laßt uns lernen, wie viel glücklicher es macht, die sinnlichen Triebe zu bekämpfen, als sie zu befriedigen.



Endlich liegt es uns ob, jede Tugend, die wir pflegen, um ihrer selbst willen zu pflegen, und sie nicht der Ehre oder des Vortheils we-

gen zu lieben, der mit ihrer Ausübung verknüpft seyn kann. Es ist zwar ehrenvoll, auf einen guten Ruf zu sehen, auf wahre Ehre zu halten, und sich um Anderer Beifall zu bewerben: Tugend aber kennt kein anderes Verdienst an, als ihr eigenes. Die Ehre, nach der sie strebt, den Lohn, um den sie sich bewirbt, kann sie sich selbst nur ertheilen. Der alleinige und größte Nutzen von einer wahrhaft schönen That ist die That selbst. Wer diesen Lohn kennen gelernt hat, von dem ist es zu erwarten, daß äussere Vorzüge, sinnliche Lust und Glücksgüter in seinen Augen wenig Reiz mehr haben werden. Ihm kostet es keine Mühe, Verzicht darauf zu thun, ihrer zu entbehren, und sie an Andere übergehen zu sehen.

In der Jägerschen Buchhandlung

ist so eben erschienen,

und durch alle Buchhandlungen zu haben.

Thurn (W. Chr.) der Mensch, was er ist, seyn und werden soll, nebst einer Abhandlung über den Zweck der thierischen Schöpfung, 8. 16. gr. oder 1 fl. 12. kr.

Dieses Werk erstreckt sich vorzüglich auf die verschiedenen Zwecke, welche sich Eltern von Kindern machen. Die Zwecke der Freude, der Unterstützung, der Fortpflanzung, der Glückseligkeit, welche Kinder genießen sollen, werden mit der Fackel der Kritik beleuchtet, und als nicht Stichhaltend verworfen. Der Verfasser stellt endlich einen auf der praktischen Vernunft ruhenden Zweck auf, in welchem sich die Klage verzweifelnder Väter und tiefgebeugter Mütter über den Tod ihrer Lieblinge in eine beruhigende Harmonie auflöst. Er zeigt zugleich den schädlichen Einfluß, welchen die sinnlichen Zwecke auf die Erziehung der Kinder äußern, und gibt empfehlende und zu beherzigende Vorschläge, wie durch eine dem sittlichen Zweck gemäße Erziehung das steigende Wohl der Menschheit realisirt werden kann, der Erzieher, der Lehrer, der Vater wird es auch in dieser Hinsicht nicht ohne Belehrung finden, und dem Verfasser Dank zollen, der so thätig für das Wohl der Menschheit spricht. Das Werk beschließt eine Abhandlung über den Zweck

der unvernünftigen Schöpfung in Hinsicht einer moralischen Weltordnung. Er stützt sich bei dieser Untersuchung ebenfalls auf praktische Prinzipien, und zeigt, wie nur aus diesem Gesichtspunkt die größte Einheit und Harmonie in der ganzen Schöpfung entspringt. Der Ideengang des schon durch mehrere Arbeiten bekannten Verfassers ist systematisch, lichtvoll und bei dem schwierigen Wege, den er betrat, in Wahrheit populär. Der Stiel ist kraftvoll, und verräth den Mann von Gefühl.

Der Geburtstag, ein Schauspiel in 4 Aufzügen, 8.
12 gr. oder 54 kr.

Die Verirrungen des menschlichen Herzens, dargestellt in 3 moralischen Erzählungen aus der wirklichen Welt, 8. 16 gr. oder 1 fl.

Beide Stücke zeichnen sich vorzüglich aus, durch eine eigene richtige Darstellung verschiedener moralischer Charaktere, die man im gewöhnlichen Leben fast täglich findet, und verdienen deshalb von Jedem beherzigt zu werden.

5. 366

